

aviso

1|2013



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF WEIST WEGE DURCH DAS LABYRINTH DER EVOLUTION // **RAIMUND WÜNSCHE** WANDELT AUF DEN SPUREN MYTHOLOGISCHER IRRWEGE // **VOLKER RIEBLE** MONIERT ABWEGIGEN UMGANG MIT LEHRENDEN // **RICHARD LOIBL** SINNIERT ÜBER AUSWEGE AUS NIEDERBAYERN // **EVA GESINE BAUR** SPÜRT SCHIKANEDERS LEBENSWEG NACH // **NORA GOMRINGER** BEWEGT SCHWEIZER KUNST IN BAMBERG



AUSWEGE - UMWEGE - IRRWEGE



Irrwege der Evolution | Josef H. Reichholf | Seite 10



Jean Paul – Zentralsonne oder Irrlicht? | Ulrich Holbein | Seite 20



Dahoam is dahoam | Raimund Wünsche | Seite 26



Mit dem Navi in den Urwald | Toni Schmid | Seite 34

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5

Dieter Hanitzsch porträtiert den Meister der obersten Pflegestelle der Kunst in Bayern – Professor Dr. Dr. h. c. Dieter Borchmeyer.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8
AUF DICHTERS WEGEN

Ein verwunschener Ort bei Nürnberg, der einst Treffpunkt für dichtende Schäfer war.
Katrin Schuster/Elisabeth Donoghue

COLLOQUIUM
AUSWEGE – UMWEGE – IRRWEGE

IRRWEGE DER EVOLUTION 10

stellen sich erst im Nachhinein heraus. So mag der Mensch sub specie aeternitatis mehr mit Dinosauriern gemeinsam haben, als er es jetzt noch vermutet.
Josef H. Reichholf

OUT OF NIEDERBAYERN 16

Manch einer geht ungern aus der Heimat fort, aber zettelt dann anderswo ordentlich was an – oder wird halt doch kreuzunglücklich.
Richard Loibl

JEAN PAUL – ZENTRALSONNE ODER IRRLICHT? 20

Zum Auftakt des Jubiläumsjahrs zum 250. Geburtstag eine Hommage von Ulrich Holbein.

DAHOAM IS DAHOAM 26

Bis mancher dort ankommt, braucht es oft viele Jahre auf verschlungenen Umwegen. Raimund Wünsche

ABWEGE: DOZENTEN-UMERZIEHUNG 30

Unter sticht Ober (ab): ein Kommentar zum Verfall von Leistungsbewertung von Volker Rieble.

MIT DEM NAVI IN DEN URWALD 34

Wer viel fragt, geht viel irr, heißt es. Wer der sanften Stimme im Auto fraglos vertraut, dem kann das aber auch passieren. Toni Schmid

AVISO EINKEHR 36

DAS HOTEL KAISERIN ELISABETH IN FELDAFING AM STARNBERGER SEE

nach seinem berühmtesten Gast benannt. Sisi flanierte hier, in unglücklicheren Jahren stets begleitet von zwei Kriminalbeamten. Norbert Göttler

WERKSTATT 38

BILDER-WELTEN

werden heute für die Nachwelt digitalisiert – so auch das Fotoarchiv des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, das gerade an das Bayerische Hauptstaatsarchiv übergeben wurde. Egon Johannes Greipl

RESULTATE 44

PAPAGENOS NASE FÜR TRENDS

Der Niederbayer Schikaneder war nicht nur der Mann für Mozart, sondern eine Art Poptheatersuperstar seiner Zeit. Eva Gesine Baur

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Dr. Wolfgang Heubisch,
Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Umwege sind oft die interessanteren Wege. Denken wir an Odysseus. Nicht auszudenken, wenn der nach dem Trojanischen Krieg geradewegs ungestört von Götterzorn, Sirenengesang, kyklopischen Fressattacken und Ähnlichem heim zu Penelope gereist wäre. Was für eine Geschichte, was für ein Mythos wäre uns da verloren gegangen.

Oder man stelle sich vor, Reisen bestünden nur aus eintönigen Autobahnfahrten ohne die reizvollen kleinen Sträßlein im Hinterland, die die eigentlichen Entdeckungen bergen. Dank Navi, Tomtom & Co. meinen wir ja heute, dem lästigen Sich-Verfahren zu entkommen. Dabei lockt einen gerade die sanfte Sirenenstimme der elektronischen Routenführung gern schon mal in den Wald – und beschert so manchem das Abenteuer, dem er eigentlich aus dem Weg gehen wollte.

Ganz im Ernst: Umwege sind nicht immer abwegig. Auf ihnen spielt sich oft das Erinnerungswerte, die entscheidende Erfahrung ab. Abwege allerdings führen in Sackgassen oder bergen die Gefahr, das ursprüngliche Ziel nicht mehr zu finden. Sie müssen erkannt und benannt werden, um sich neu und besser zu orientieren. Vielleicht auch deshalb haben Menschen immer wieder künstliche Irrwege, Labyrinth und Irrgärten gestaltet, um kontemplative Erfahrungen zu ermöglichen: Der Irrweg ist eben ein faszinierendes Bild für das menschliche Leben.

WORAUF ICH MICH FREUE

HEINZ PETER SCHWERFEL



ES WAR EINMAL eine Zeit, da gab es kein Fernsehen. Der einzige Ort, an dem man bewegte Bilder erleben konnte, war das Kino. Und ob Hollywood oder Cinecitta, ob ein Filmemacher an realen Schauplätzen filmte oder die Wirklichkeit im Studio nachbauen ließ – Kino war und blieb ein Ort der Magie, an dem Realität grundsätzlich überhöht, verwandelt, stilisiert auftrat.

Damals gingen wir ins Lichtspieltheater, wenn wir die »Traumzeit« des Kinos, wie Bernardo Bertolucci sie einmal nannte, erleben wollten. Heute gibt es nicht nur das Fernsehen, es gibt auch Video und Internet, DVD und You Tube, Streaming und Tablet; das Kino hat sein Monopol über die bewegten Bilder verloren, und, schlimmer noch, seine wichtige Rolle als Ideengeber, der die neuen Vertriebswege füttert. Rar sind sie geworden, die neuen, ungesesehenen Filme, in denen Zeit noch Traumzeit ist, Geschichten über Umwege erzählt werden, der Zuschauer wahrnehmen kann und muss, was zwischen den Bildern erzählt wird. Kino ist heute mehr denn je wichtiger Bestandteil der Kulturindustrie, es dominieren kommerzielle Serienprodukte und durch Fernsehförderung formatierte Erzählklischees. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber man muss sie mit der Lupe suchen – das Kino hat kaum Platz mehr für eigenwillige Experimente.

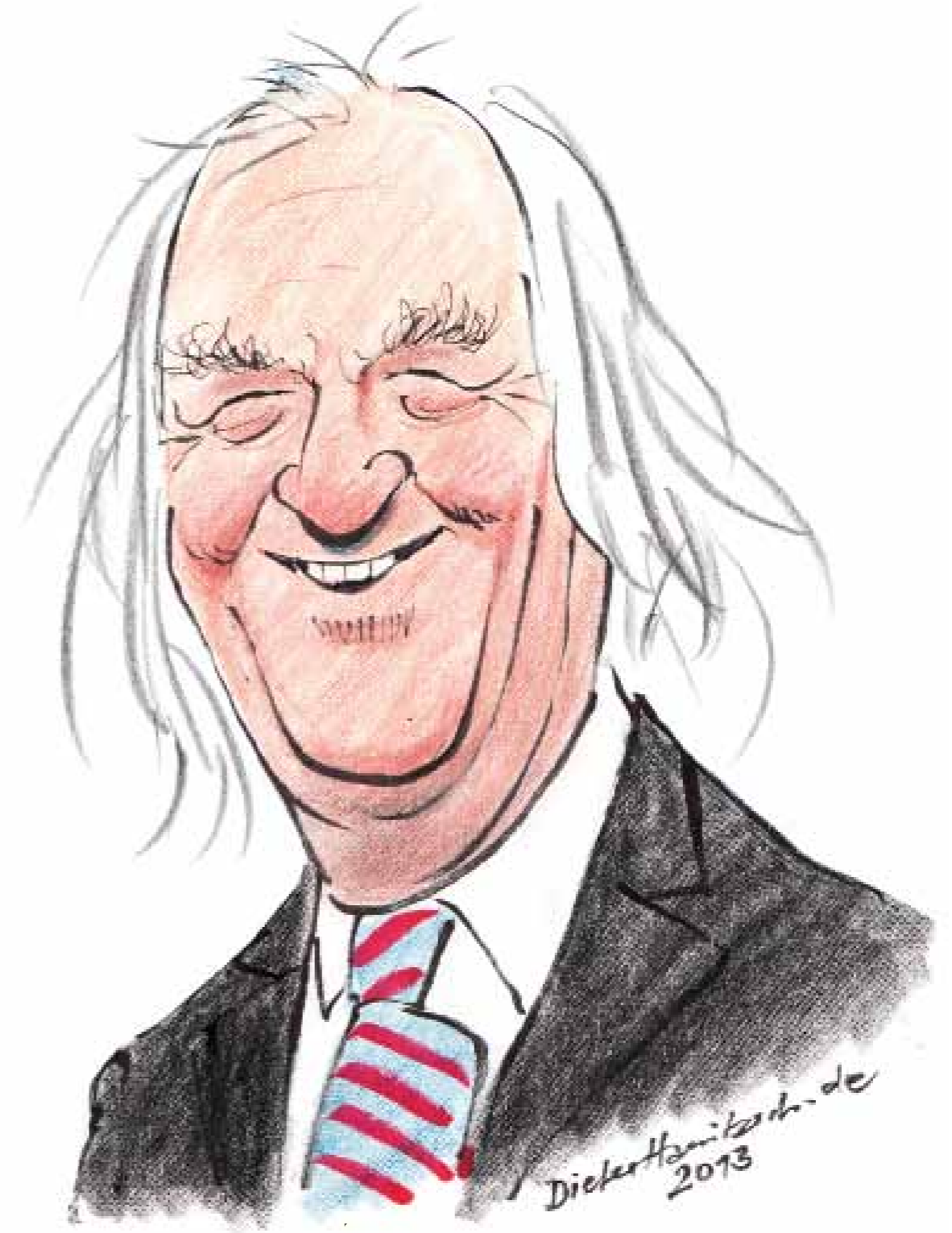
WIE SEHR UNS die Traumzeit des Kinos fehlt, beweist der Enthusiasmus, mit dem in der Filmstadt München Akademien, Institutionen, Kinobetreiber und auch das Publikum meine Idee aufgenommen haben, zu zeigen, mit welcher Begeisterung sich heute in Museen und Galerien die bildenden Künste zum Kino bekennen. Wie sie versuchen, konventionelle Erzählweisen zu umgehen, den Zuschauer zu überraschen, mit Form und Inhalten zu experimentieren. Diese

Umarmung des Kinos durch die Kunst ist nichts Neues, sie ist einer jüngeren Generation nur kaum bekannt. Kino und Kunst pflegen seit hundert Jahren eine lange, intensive Liebesgeschichte, in der mal der eine, mal der andere Partner den Ton angibt. Beide Partner leben von der Reibung aneinander, haben ein kompliziertes und ihre Liebe komplizierendes Über-Ich: die Zugehörigkeit zu zwei Familien, die lange Zeit als unvermählbar galten – Hoch- und Trivialkultur.

KINO DER KUNST ist der weltweit einmalige Versuch, einem filmbegeisterten Publikum zu beweisen, dass auch die bildende Kunst ihr Wörtchen mitzureden hat bei den durchaus sorgenvollen Überlegungen zur Zukunft des Kinos. Und welcher Ort wäre besser geeignet für eine solche Veranstaltung, welche die Kunst ins Kino und das Kino ins Kunstmuseum holen möchte, als München, wo nicht nur Kunst- und Film- und Fernsehakademie, sondern auch einmalige Museen alter und neuer Kunst zukunftsweisend in unmittelbarer Nachbarschaft liegen und wo Privatsammler wie Ingvild Goetz einzigartige Bestände an Medienkunst aufgebaut haben. **KINO DER KUNST** zeigt auf grosser Leinwand und in musealer Installation kurze und lange, analytische und unterhaltsame, phantastische und realistische Filme mit und ohne Schauspielstars, Spezialeffekte und Überraschungscoups. Ein Treffpunkt für Künstler, Kuratoren, Kino- und Kunstbegeisterte. Als Kunst- und Filmkritiker, als Kinofan und quasi Auslandsdeutscher freue ich mich auf das Abenteuer **KINO DER KUNST**. Und auf München.

Heinz Peter Schwerfel, Autor, Kritiker, Filmemacher und Kurator, ist Gründer und künstlerischer Leiter des Künstlerfilmfestivals Kino der Kunst in München, das im April 2013 zum ersten Mal stattfinden wird.

Dieter Hamitzsch **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**
PROFESSOR DR. DR. H. C. DIETER BORCHMEYER
 PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN AKADEMIE
 DER SCHÖNEN KÜNSTE



"LES CHOSES SUPERFLUES SONT
 LES CHOSES LES PLUS NÉCESSAIRES"

© Janet Cardiff & George Bures Miller, The Paradise Institute, 2001 Materials: Mixed Media | Duration: 13 min. | Photo: Federico del Prete | Galerie Barbara Weiss, Berlin | Matthiae Haslauer



SONDERAUSSTELLUNG
SCHLAFENDE KÖRPER
MAX STREICHER
Luftmuseum
Luftkunstort Amberg
08.03.2013-09.06.2013

Die aufblasbaren bewegliche Skulpturen des Künstlers aus Toronto, Kanada, die er aus weißem Tyvekstoff näht, erfüllen und erschaffen den jeweiligen bespielten Raum neu, machen ihn zum Ort eines ambivalenten die Besucher in Bann ziehenden Spektakels. Seine »Inflatable« – die zu atmen scheinen wie Menschen – sind poetisch und rätselhaft, erschreckend und skuril zugleich.



AUSSTELLUNG
DIALOG ÜBER GRENZEN.
DIE SAMMLUNG RIESE
Kunstforum Ostdeutsche Galerie
Regensburg
17.02.2013-12.05.2013

Während seiner Korrespondententätigkeit trag der ARD- und FAZ-Journalist Hans-Peter Riese (*1941) eine herausragende Sammlung konzeptueller und konstruktiver Kunst zusammen. Die exklusive Sammlung zeigt parallele Stilentwicklungen im Osten und Westen während des Kalten Krieges auf. Ein Teil der Sammlung geht im Anschluss an die Ausstellung als Stiftung in das Kunstforum Ostdeutsche Galerie über.

FOSSIL DES JAHRES
GOMPHOTHERIUM VON GWENG
Paläontologisches Museum
München
2013

Zum »Fossil des Jahres 2013« kürte die Paläontologische Gesellschaft den Ur-Elefanten »Gomphotherium von Gweng«, dessen Skelett abguss seit seiner spektakulären Entdeckung 1971 den majestätischen Mittelpunkt des Paläontologischen Museums in München bildet. Der kolossale Ur-Elefant mit vier Stoßzähnen, drei Metern Schulterhöhe und fünf Metern Körperlänge lebte vor zehn Millionen Jahren im mitteleuropäischen Raum. Bis zum Eiszeitalter lebte eine Vielfalt von Rüsseltieren auf der Erde. Zahlreiche Sonderführungen während des Jahres stellen diese archäologische Rarität vor.



Wer war er eigentlich, der wetterfroschzüchtende Modeverweigerer, der am liebsten Salzkartoffeln aß und in seinem Dichterstübchen in der Rollenzelei einige der größten deutschen Romane schrieb? Neue Erkenntnisse wird das 250. Jubiläumsjahr über Johann Paul Friedrich Richter, wie der Schriftsteller gebürtig hieß, bringen. Jean Pauls 250. Geburtstag wird ein unvergessliches Ereignis werden, das den Autor nicht nur an seinem Geburtstag, sondern ein ganzes Jahr hindurch feiert. Wer auf dem Laufenden bleiben will angesichts einer Fülle von Ausstellungen, Wettbewerben, Veranstaltungen, dem sei der regelmäßige Besuch der Homepage von www.jean-paul-2013.de empfohlen oder <http://www.literaturportal-bayern.de/kalender>



KONFERENZ
COLLECTING NATURE
Collecting & Display
mit Schwabenakademie
Kloster Irsee
24.05.2013-28.05.2013

Kunst- und Wunderkammern von Herrschern, die Gärten und Missionssammlungen von Klöstern und die frühen Museen enthielten eine vielfältige Mischung von Kunst- und Naturobjekten, wie zum Beispiel Tierskulpturen, Objekte aus exotischen Federn oder Präparate aus Heilpflanzen. Diese internationale Konferenz mit Sprechern aus Europa, Nordamerika und Australien untersucht Mechanismen und Hintergründe des Sammelns von den bahnbrechenden Entdeckungen der frühen Neuzeit bis zur Entstehung der modernen Naturwissenschaften. Exkursionsprogramm: 27.05. Südseemuseum, Obergünzburg & Kloster St. Ottilien; 28.05. Abtei Ottobeuren. Konferenzsprache ist Englisch. Weitere Informationen unter: <http://www.schwabenakademie.de/cms/programm/kunst-literatur-musik-theater/details/artikel//collecting-nature-1/>

JUBILÄUMSJAHR
250. GEBURTSTAG VON JEAN PAUL
bayernweit
2013



AUSSTELLUNG
JUNGE PFERDE! JUNGE PFERDE!
KUNST AUF DEM SPRUNG
INS 20. JAHRHUNDERT
Edwin Scharff Museum
Neu-Ulm
09.02.2013-12.05.2013

Seit den ersten Tagen der Menschheit ist das enge Verhältnis von Mensch und Pferd bildlich dokumentiert. In den Jahren nach der Jahrhundertwende bis etwa 1920 wird dieses Tier zur existentiellen Metapher. Zunächst neoklassizistisch idealisiert, nehmen es die Künstler im Umkreis des Blauen Reiter als Sinnbild des reinen, mit der Schöpfung verbundenen Wesens. Bei den Brücke-Künstlern dagegen wird das Pferd als ein der Natur entfremdetes Wesen vorgeführt, das im Zirkus dem Amusement der Stadtbewohner dient. Das überwältigende Erlebnis des Ersten Weltkriegs schließlich führt die Künstler in ihrer Sprachlosigkeit wiederum zur Metapher Pferd, die nun als gequälte Kreatur das Erlebte zu spiegeln vermag.



AUSSTELLUNG
AUFSTIEG UND FALL
DER APARTHEID:
FOTOGRAFIE UND BÜROKRATIE
DES TÄGLICHEN LEBENS
Haus der Kunst
München
15.02.2013-26.05.2013

Die bislang umfassendste Ausstellung über dieses Thema zeigt auf vielschichtige, aufrüttelnde und dramatische Weise eine der streitbarsten Epochen des 20. Jahrhunderts, die Methoden und Prozesse des Apartheid-Regimes in Südafrika von seinen Anfängen 1948 bis zu den ersten demokratischen, nicht von der Hautfarbe bestimmten Wahlen 1994. Mehr als 600 Fotografien, Kunstwerke, Filme, Nachrichtenbilder, Bücher, Zeitschriften und Archivmaterialien dokumentieren die verschiedenen



AUSSTELLUNG
BRUEGHEL. GEMÄLDE VON
JAN BRUEGHEL D. Ä.
Alte Pinakothek
München
22.03.2013-16.06.2013

Jan Brueghel d. Ä. gehört zusammen mit Peter Paul Rubens zu den bedeutendsten flämischen Malern am Beginn des 17. Jahrhunderts. Anders als sein Bruder Pieter, der sich eng an den Werken seines berühmten Vaters Pieter Bruegel d. Ä. orientierte, entwickelte er früh einen eigenständigen Stil, der mit kleinformatigen Landschaftsbildern, naturgetreu wiedergegebenen Blumenstücken und detailreichen Allegorien wegweisend für die flämische Barockmalerei wurde. Die Alte Pinakothek in München besitzt einen weltweit einzigartigen Bestand, der Brueghels Schaffen in zahlreichen Facetten dokumentiert. In der Ausstellung wird der Münchner Bestand durch hochkarätige Leihgaben aus internationalen Museen ergänzt, etwa aus dem Prado oder den Uffizien, den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden oder der Albertina in Wien.



Strategien von Fotografen und Künstlern: von der Sozialdokumentation bis zur Reportage, vom Fotoessay bis zu künstlerischen Anverwandlungen von Presse- und Archivmaterial.

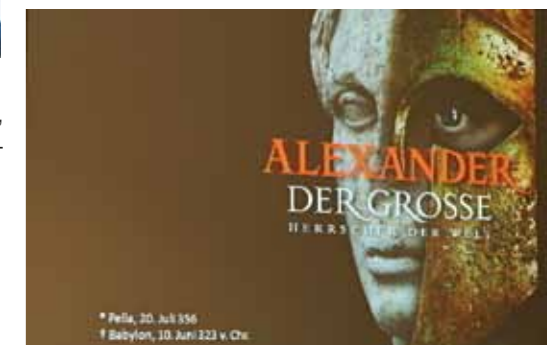
AUSSTELLUNG
TRADITION UND
PROPAGANDA
EINE BESTANDS-
AUFNAHME
KUNST AUS DER
ZEIT DES NATIONAL-
SOZIALISMUS
Museum Kulturspeicher
Würzburg
28.2.2013-12.5.2013



1941 gründete die Stadt Würzburg ihre Städtische Galerie. Direktor Heiner Dikreiter erwarb viele zeitgenössische Arbeiten auf den wichtigsten nationalsozialistischen Kunstschaufen, den »Großen Deutschen Kunstausstellungen« in München. Auch nach 1945 gelangten Arbeiten aus der NS-Zeit durch Schenkungen, Nachlässe oder Ankäufe in die Städtische Galerie Würzburg. Ihre Nachfolgeeinrichtung, das Museum im Kulturspeicher Würzburg, besitzt deshalb heute viele Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen, die zwischen 1933 und 1945 entstanden waren. Die Ausstellung präsentiert eine Auswahl aus diesem zum Teil noch nie gezeigten Museumsbestand. Eine Ausstellung in Kooperation mit dem Projekt »Dialog Erinnerungskultur« der Stadt Würzburg.

**ARCHÄOLOGISCHE
LANDESAUSSTELLUNG**
ALEXANDER DER GROSSE
Lokschuppen
Rosenheim
22.03.2013-03.11.2013

Jugendlicher Held und Gottessohn, brutaler Eroberer und visionärer Welthercher, disziplinierter Soldat und exzentrischer Genussmensch. Der König von Makedonien, Anführer der Griechen, Pharao von Ägypten und Herr über Asien war der »Superstar« der Antike. Die Ausstellung folgt der Biographie Alexanders bis zum geheimnisumwitterten frühen Tod. Spannende archäologische Funde sowie aufwändige Rekonstruktionen und Inszenierungen nehmen den Besucher mit auf seinen gewaltigen Eroberungszug von Griechenland über Kleinasien, Ägypten, Persien und Babylon bis nach Indien »ans Ende der Welt«.





oben Eingangstor zum Irrhain, Januar 2013.

AUF DICHTERS WEGEN DER IRRHAIN DES PEGNESISCHEN BLUMENORDENS

Text: **Katrin Schuster** und **Elisabeth Donoghue**

MITTEN IM KNOBLAUCHLAND, am Rande von Gemüsefeldern, bei Kraftshof nordwestlich von Nürnberg, mag ein Spaziergänger unvermutet auf ein Tor treffen. Aus der Zeit gefallen, lockt es mit der rätselhaften Inschrift »Irrhain« in eine Art verwunschenen Park. Einige Wege führen durch das verwilderte Grundstück, plötzlich öffnet sich eine Lichtung mit verwitterten Steinplatten, die an Grabstätten erinnern. Darum herum führt ein labyrinthischer Weg. An anderer Stelle ragt ein Obelisk mit einer Büste empor. Nur noch ahnen lässt dieser rätselhafte Ort, dass er einst einer Sprach- und Dichtergesellschaft bedeutende Inspirationsquelle und Treffpunkt war.

Im Jahr 1644 gründen der Nürnberger Jurist und Schriftsteller Georg Philipp Harsdörffer und der Theologiestudent Johann Klaj den Pegnesischen Blumenorden als literarische Gesellschaft, die sich der Pflege der deutschen Sprache und der barocken Schäferdichtung verschreibt. Als Namensgeber für die »Pegnesen« sowie Ort der Versammlung und des poetisch-naturnahen Flanierens fungiert eine Halbinsel an der Pegnitz, »Poetenwäldchen« genannt.

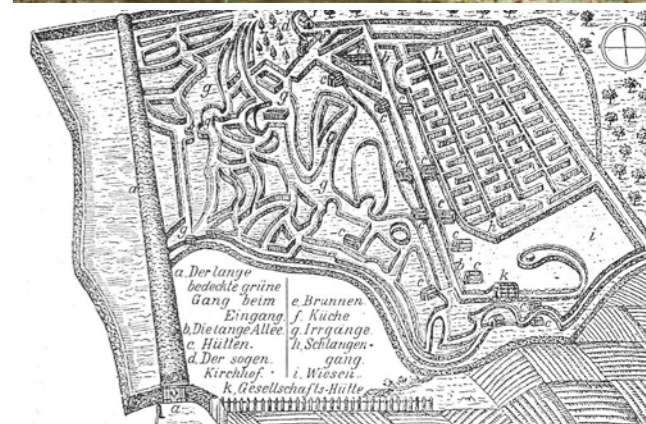
Als der Besitzer dieses Grundstücks den Platz durch einen Zaun absperrt, trifft man sich eine Zeitlang im Haus »Zum halben Mond«, das dem Mitglied Andreas Ingolstätter gehört. Mittlerweile wird der Orden von dem hervorragenden »Netzwerker« Sigmund von Birken geleitet, dem einzigen freien Schriftsteller des Barock, der die Vereinigung um über 60 Mitglieder erweitert und – einzigartig in dieser Zeit – auch Frauen in der literarischen Vereinigung zulässt. Zurück in die Natur verhilft dem Blumenorden erst sein Nachfolger Martin Limburger, seit 1644 Mitglied und Pfarrer in Kraftshof: 1676 macht er, der sich als Pegnitzschäfer Myrtilus II. nennt, den Vorschlag, einen durch Abholzung zum Gestrüpp verkommenen Eichenhain in der Nähe seines Dorfes zum Irrgarten auszubauen und fortan dort die Treffen der dichtenden Pegnitzschäfer abzuhalten. 1678 sind die Arbeiten am »Irrhain« abgeschlossen, 1681 erreicht den Orden die offizielle Bestätigung vom Wald-Almosamt der Sebald Stadtseite, dass sie das Grundstück zu ewigem Lehen erhalten.

DER IRRHAIN BESTEHT anfangs aus ungleichmäßig verteilten Wegen und Wiesen, als Treffpunkte dienen mehrere Lauben und eine Gesellschaftshütte. In einem Teil des Gartens liegt eine Art Labyrinth, das als »Schlangengang« bezeichnet wird, in einem anderen der Irrwald mit einem Scheinfriedhof. Keine Wegweiser leiten zum Irrhain, der Eingeweihten vorbehalten ist. Als »sprechender Garten« soll der Irrhain zur Kontemplation über den verworrenen »Welt-Irr-Wald« einladen.

SEINE URSPRÜNGLICHE GESTALT büßt der Irrhain im Laufe der Jahrhunderte ein: 1796 wird der Schlangengang aufgelassen, im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die Wegführung derart vereinfacht, dass niemandem mehr das Verirren droht. Ohnehin dient der Irrhain inzwischen vornehmlich der Traditionspflege. Ein Highlight: 1855 besucht der bayerische König Maximilian II. das Irrhainfest des Ordens. Das Leipziger Journal »Die Gartenlaube« berichtet in einer Ausgabe von 1894 anlässlich der bevorstehenden 250-Jahr-Feier des Pegnesischen Blumenordens von jährlichen Sommerfesten mit Theateraufführungen und Vorträgen, die vor allem von jungen Leuten, etwa der Erlanger Studentenschaft, rege besucht werden. Die Feste erfreuen sich beim jungen Publikum großer Beliebtheit als Kontaktbörse: Im Anschluss an das literarische Programm wird ausgiebig getanzt. Besagte Ausgabe der »Gartenlaube« berichtet von so »manchem zärtlichen Worte«, das »unter dem Schatten hoher Eichen geflüstert«, »von manchem Bunde, der hier für das ganze Leben geschlossen wurde«, und preist die Feste im Irrhain als wahren Jungbrunnen und Kraftort: »Und wie gesund ist der Aufenthalt im Irrhaine! Die jungen Leute, die im Jahre 1844 bei 200jährigen Jubelfeste des Ordens dort ein Menuett tanzten, sie leben – wenn auch alt und grau geworden und in alle Weltgegenden verstreut – beinahe alle heute noch.« Der Bericht in der »Gartenlaube« mündet in den frommen Wunsch, es möge auch weiterhin ein »günstiger Stern über dem Blumenorden walten«, damit dieser »1944 in gleicher Frische auch seinen 300jährigen Geburtstag festlich begehen kann!« Es sollte anders kommen. Ausgerechnet im Jubiläumswort wird der Irrhain durch Kriegseinwirkungen beschädigt und fristet in den nächsten Jahrzehnten ein mehr oder weniger vernachlässigtes Dasein.

Erst in den 1990er Jahren wird der Irrhain teilweise restauriert und an verschiedenen Stellen um Gedenktafeln ergänzt. Sogar die Tradition des alljährlichen Irrhain-Fests wird wieder aufgegriffen. Im Mai 2008 wird die Nutzung des Wäldchens als Veranstaltungsort untersagt, aufgrund der Gefährdung durch stehendes Totholz, von dem aus 30 Metern Höhe zentnerschwere Äste herab stürzen. Geschuldet ist diese Regelung den »Eremiten«, die heute in den Eichen des Irrhains leben: Zum Schutz des seltenen Eremiten- oder Juchten-Käfers dürfen seither laut Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie der EU weder Totholz entfernt noch Baumschnitt vorgenommen werden.

EINE REKONSTRUKTION DES Irrhains in seiner ursprünglichen Gestalt dürfte damit vorerst ausgeschlossen sein. Immerhin ist das Gelände heute als Biotop vor einer Zerstörung geschützt. Den Pegnesischen Blumenorden aber gibt es in der Gestalt eines aktiven Vereins unter dem Vorsitz seines Präses Dr. Werner Kögel heute noch. Nach wie vor widmet er sich dem in seiner Satzung verankerten Ziel, »die deutsche Sprache auf der Grundlage ihres überkommenen Wesens in ihrer Eigenart und ihrer Vielfalt zu erhalten und weiterzuentwickeln« und »den Reichtum der Dichtung in seinem unverzichtbaren Wert für die Kultur bewusst zu machen.« Die Gepflogenheit eines Hirtennamens mit Blumensymbol haben die Pegnitzschäfer bereits im 19. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar dürfen inzwischen auch wieder Feste im Irrhain stattfinden – im Einklang mit § 24 der seit 2002 gültigen Satzung: »Seit dem Waldherrnverlaß von 1681 hat der Blumenorden das Recht, den Irrhain bei Kraftshof als Versammlungsort zu nutzen. Er hat sich seither zum Kulturdenkmal und zum Naturdenkmal entwickelt, und seine Pflege soll diesen Gesichtspunkten Rechnung tragen.«



oben »Prospect, u. Gegend des Irrgartens«, Kupferstichbeilage zur Festschrift von 1744.

darüber Der Irrhain in seiner ursprünglichen Anlage 1676.

Katrin Schuster M. A. ist freie Journalistin und Redakteurin des PDF-Literaturmagazins der Stadt München, KLAPPENTEXT und des Literaturportals Bayern (www.literaturportal-bayern.de).

Dr. Elisabeth Donoghue ist am Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst u. a. mit der Redaktion der Zeitschrift *aviso* und mit Literaturförderung befasst.


Weg zum Irrhain

Von der Bundesstraße 4 aus Nürnberg kommend in Richtung Erlangen nach dem Flughafen rechts in Richtung Kraftshof abbiegen. Nach einigen hundert Metern schräg rechts in den Ort Kraftshof abbiegen. In der Ortsmitte vor der Wehrkirche rechts abbiegen und der Schiestl- sowie der Lachfelderstraße folgen.

Literatur

- Wiegel, Helmut: Der Irrhain des Pegnesischen Blumenordens. – In: Die Gartenkunst [NF], Bd. 5, 1993, H. 2, S. 293–306.
- Die »Gartenlaube«, Ernst Keil's Nachfolger, Leipzig 1894, S. 372.
- Hermann Rusam: Der Irrhain des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg. Des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Irrwald bei Kraftshof. Altnürnberger Landschaft e.V. – Nürnberg: Korn & Berg, 1983, 83 S., zahlr. Ill. (Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft; 33).
- Pegnesischer Blumenorden (Hrsg.): Pegnesischer Blumenorden in Nürnberg. Festschrift zum 350jährigen Jubiläum. Nürnberg 1994.
- Werner Kögel: Geschichte und Gedichte des Pegnesischen Blumenordens, Erstes Buch: 1699 bis 1794, Nürnberg 1998, Weiterführung in www.blumenorden.de

Fotos: Nina Heimbach | Prospect zit. nach www.blumenorden.de | Irrhain in seiner ursprünglichen Anlage 1676 zit. nach »Die Gartenlaube« 1894, S. 372



»IRREN IST MENSCHLICH«, ERKLÄRTE CICERO BEREITS VOR MEHR ALS ZWEI JAHRTAUSENDEN. GOETHE WURDE IM »FAUST« NOCH DEUTLICHER. IM »PROLOG IM HIMMEL« SPRICHT DER HERR ZU MEPHISTOPHELES: »ES IRRT DER MENSCH SO LANG ER STREBT«. WAS NICHT VON DER HAND ZU WEISEN IST UND ZU DEM SCHLUSS FÜHRT, DASS DER MENSCH EIN IRRWEG DER EVOLUTION SEI. EIN GROSSER NATURSCHÜTZER RECHTFERTIGTE EINMAL SEIN ENGAGEMENT MIT DER BEGRÜNDUNG, »WIR MÜSSEN RETTEN, WAS ZU RETTEN IST!« UND FÜGTE MIT DÜSTERER MIENE HINZU: »FÜR DIE ZEIT DANACH!«

IRRWEGE DER EVOLUTION



Krebsgeschwür oder Krone

oben »Einzelnen stechen auch die Mücken, braucht nicht gleich ein ganzes Heer«, sinnierte Goethe, und wer wünscht sie nicht »zum Teufel«, diese Plagegeister?

daneben Über Gebirge, Meere und Wüsten geht der Flug der Vögel: »Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein«, sang Reinhard Mey dem startenden Flugzeug nach, 150 Jahrmillionen, nachdem die Vögel die Freiheit des Fluges erfunden hatten.

Text: **Josef H. Reichholf**

Als Krebsgeschwür wurde der Mensch bezeichnet. Mit seinem Wuchern wird er sich selbst erledigen. Weiter verbreitet ist die Ansicht vom Menschen als Krone der Schöpfung, was unserer Eitelkeit schmeichelt. Ob nun Irrweg oder Krone, das Urteil über uns, ob und wann wir dereinst zu den in der Evolution auf der Strecke gebliebenen Lebewesen zählen, wird erst (viel) später gefällt werden. Wir können nur zurückschauen auf den Gang der Evolution. Und da kommt genug zutage. Sehr viele Arten sind gescheitert. Die allermeisten sogar. 99 Prozent oder mehr. Da wir nicht wissen, wie viele Arten es jemals gegeben hat, können wir nur zurückzurechnen versuchen. Auch Menschenarten sind unter den Ausgestorbenen. Die Neandertaler überlebten nicht, obwohl sie wahrscheinlich sogar ein durchschnittlich größeres Gehirn als wir hatten. Was andeuten mag, dass unsere Supercomputer sehr wohl irren können, denn selbst die derzeit besten davon erreichen bei weitem nicht die Fähigkeiten eines normalen Gehirns. Ziemlich sicher führte in der Evolution auch von den noch menschenaffenartigen Vormenschen keine direkte Linie zu uns. Eher Irrwege. Die wiederum das menschliche (Umher)Irren bekräftigen. Kein »da geht's lang!« wies unseren fernen Vorfahren den Weg. Und wenn, dann hätten sie ihn – in typisch menschlicher Weise – vielleicht auch gar nicht genommen, sondern hätten

es anders probiert. Besser ist es daher, Abstand von uns selbst zu halten, um mit weniger Vorurteilen auf die Weisheit der Natur blicken zu können.

Spitzenprodukt Stechmücke

Machte die Evolution alles richtig? Sie sollte, denn wenn Darwin Recht hat, überleb(t)en die Tüchtigsten. Na ja, mag man stöhnen. Da kann man auch anderer Ansicht sein. Müsste es wirklich alles geben, was da so überlebt hat, nicht nur unter uns, sondern ungebetener und ungewollter Weise auch um uns herum: Schmarotzer, Bizarres, Gefährliches, geradezu Unmögliches. Zum Beispiel Stechmücken und Konsorten. Reine Quälerei sind sie, dazu noch gefährlich, weil sie Krankheiten übertragen können. Einspruch würden sie sofort schreien, so sie das könnten. Wir, die Stechmücken mit unserem feinen Stechrüssel, der Erfindung des Stoffes, der die Blutgerinnung hemmt, und Bürger zweier Welten, des Wassers im Larvenstadium, und der feuchtschwülen Lüfte im fertigen Zustand, wir sind doch ohne jeden Zweifel ein Spitzenprodukt der Evolution. Es wird uns gewiss noch geben, wenn das Menschengeschlecht längst verschwunden ist, was

wir allerdings sehr bedauern, denn kein anderes Lebewesen bietet uns so gutes Blut unter so dünner Haut. Einfach toll zum Stechen und Saugen.

Viren – die Verschönerer des Lebens

Die Krankheitserreger stimmen zu und holen noch weiter aus. Einfach mögen wir gebaut sein, wir Viren, doch komplexer und anpassungsfähiger als ein Computerchip sind wir. Zwar bestehen wir eigentlich nur aus Information, aber diese halten wir stets auf dem neuesten Stand, so dass sie zukunftsfähig bleibt. Zudem wissen die wenigsten Menschen, dass wir mit unserer genetischen Information tief und dauerhaft in ihnen allen sitzen. Ginge es nach der Menge an Genen, müssten sie auch zu uns, zu den Viren, gerechnet werden, so groß ist unser Anteil an ihrem Erbgut. Die hochnäsigen Menschen verdanken uns sogar ihr Aussehen und ihre relative Gesundheit, weil wir unablässig ihr Immunsystem herausfordern, es verbessern und so die Guten von den Schlechten scheiden. Krankheitserreger nennen sie uns in ihrer menschlichen Beschränktheit. Langzeit-Gesundheitsfürsorge sollten wir heißen – und Verschönerer des Lebens

Fotos: picture alliance / WILD LIFE | sharpianac-Fotolia.com | silver-john-Fotolia.com



dazu. Denn was für Missgestalten würde es geben, hätten wir nicht dauernd eingegriffen. Selektierend! Wir sind »Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!«. Goethe hat das so wunderbar passend ausgedrückt. Aber wer liest ihn heute noch?!

Sterben als Irrweg?

Diese Einsprüche lassen sich schwerlich zurückweisen. Tatsächlich leben auf und in uns mehr Mikroben als wir in unseren Körpern eigene Zellen haben. In die Billionen geht das; nicht in schlechten Valuta, sondern in gute Billionen lebensnotwendiger Mitbewohner. Bakterien und Viren gehören zu uns. Ohne sie wären wir gar nicht lebensfähig. Ehrlicher Weise müssen wir sogar zugeben, dass unser individuelles Aussterben, Tod genannt, unbedingt notwendig ist. Damit das Leben weitergeht. Das Sterben ist also kein Irrweg der Evolution, sondern der Weg zur Weiterentwicklung zu Höherem. Zu Höherem? Da schwingt schon wieder unsere Selbstüberschätzung mit. Sind wir »höher entwickelt« als zum Beispiel eine Wildgans? Geschnatter hin oder her, wenn sie mit Ihresgleichen aus eigener Muskelkraft zu den Zugzeiten über den Hohen Himalaja von Tibet nach Indien und wieder zurück fliegt, ist sie auf jeden Fall besser als die Menschen, die dazu ein Flugzeug mit höchst aufwändiger Technik benötigen. Das Herumgekrabbel der Bergsteiger unter ihnen würden die Wildgänse nicht verstehen. Lächerlich ist das aus dem Flug betrachtet. Ähnliches könnten die Kaiserpinguine in der Antarktis denken, wenn sie nahe dem Südpol bei für uns Menschen mörderischen Minusgraden ihr Ei auf den Füßen balancieren, mit einer Bauchfalte bedecken und geduldig bebrüten. Die anderen Zweibeiner, die meinen, auch bis zum Pol vordringen zu müssen, halten keinen ordentlichen Frost aus, und hinabtauchen ins so nahrungsreiche Eismeer können sie auch nicht. Stattdessen leben sie aus Dosen in geheizten Containern!

Bezogen auf ihre körperlichen Leistungen gebühren gewiss den Vögeln die Spitzenplätze unter den Produkten der

Evolution und nicht dem Menschen. Sie leben in 10000 verschiedenen Arten, die sich weitestgehend untereinander vertragen, wir aber in nur einer, die das nicht zustande bringt. Dass wir bereits viele Vogelarten ausgerottet und zu Sackgassen der Evolution gemacht haben, ist ihnen nicht anzulasten.

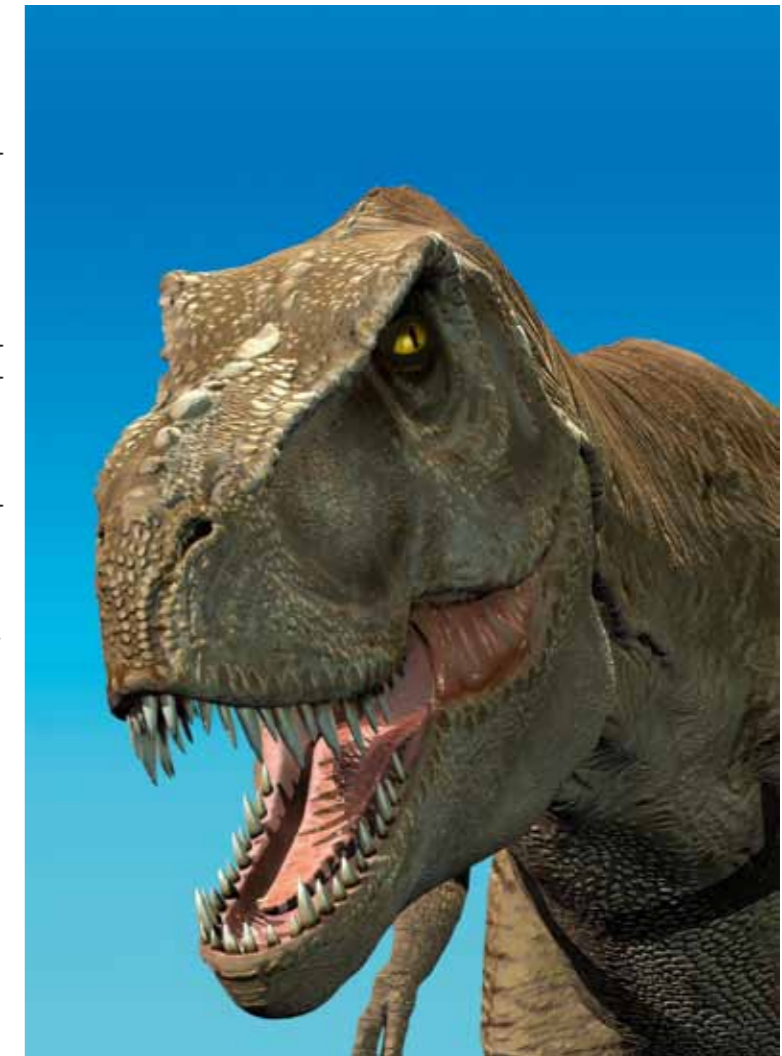
Also wechseln wir besser zu den uns näher stehenden Säugetieren, weil wir selbst zu ihnen gehören. Da sind Vergleiche eher angebracht. Wie steht es um unsere nächsten Verwandten, die Menschenaffen? Nun, sie sind drauf und dran, zu Irrläufern der Evolution zu werden. Nicht weil sie Fehlkonstruktionen sind, sondern auch, weil wir sie ausrotten. Schimpansen gibt es mehrere Millionen Jahre länger als uns, die wir uns Homo sapiens nennen, was eigentlich klug und weise bedeuten sollte. Die Schimpansen und die anderen Menschenaffen würden uns gewiss so nicht nennen. Noch gibt es sie, wenngleich nur noch in Restbeständen in Reservaten. Vielleicht überleben sie, wenn sich das »sapiens« bei uns rechtzeitig durchsetzt. Doch mit diesen Beispielen gerieten wir wiederum an den Menschen. Es gibt ihn eben fast überall auf der Erde. Was war, was geschah vor ihm?

Dinosaurierkatastrophe

Da lebten lange vor uns, bis vor 65 Millionen Jahren, die Dinosaurier. Heute kennt sie fast jedes Kind. Von mehr oder weniger gelungenen Rekonstruktionen. »Sie beherrschten die Erde«, stellen sogar Wissenschaftler fest, die sich, als Paläontologen, von Berufs wegen mit ihnen befassen. Sie starben aus. Sind sie also Irrläufer der Evolution? Für die zu »Dinosauriern« herangewachsenen, nicht mehr anpassungsfähigen Großkonzerne erwarten wir dies! Doch da die Zeit der Dinos so weit zurück liegt und sich mit menschlichen Maßstäben nicht so recht messen lässt, könnten wir leicht(fertig) urteilen. Wir sollten das nicht. Denn die Dinosaurier können nichts dafür, dass vor 65 Millionen Jahren der Einschlag eines Riesenmeteoriten ihre Zeit entweder direkt mit einem Schlag beendete, oder alsbald aufgrund der Folgen dieser kosmischen Katastrophe. Glück im Unglück hatten dabei wir, genauer unsere ganz ganz fernen Vorfahren, weil mit dem Untergang der Dinosaurier die neue Zeit der Säugetiere begann. Wir sind ein Spross von ihnen. Unsere Ururahnen waren damals zwar eher mäuse- und rattenähnlich. Aber mit Versuch und Irrtum (!) wurden aus ihnen nach und nach menschenartige Primusse, genannt Primaten. Parallel zu ihnen überlebten die Vögel als Abkömmlinge einer Stammeslinie der Dinosaurier (siehe oben!).

Irrläufer der Evolution, gab es sie? Bleiben wir besser dabei, dass nur der Mensch irren kann. Aber Menschen sind auch in der Lage, Irrtümer zu korrigieren. Theoretisch. Vielleicht auch wirklich. Oder irre ich?

Professor Dr. Josef H. Reichholf, Zoologe, Evolutionsbiologe und Ökologe, ist Honorarprofessor der Technischen Universität München und war von 1974 bis 2010 Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München.



oben Sie waren weder zu riesig noch zu schlecht gebaut – und dennoch sind sie ausgestorben, die Dinosaurier. Vielleicht fielen sie der kosmischen Katastrophe eines Riesenmeteoriten zum Opfer, der auf der Erde einschlug und unseren rattenähnlichen Vorfahren die Chance zum Aufstieg geboten hat. Für die »schrecklichen Echsen«, so die Bedeutung ihrer griechischen Bezeichnung »Dinosaurier«, war es ein schreckliches Ende. Für die Säugetiere aber ein guter Anfang.

linke Seite Bei minus 50 Grad Lufttemperatur und weniger entwickelt sich das Küken des Kaiserpinguins im Ei, das auf den Füßen getragen und von einer Falte der Bauchhaut bedeckt wird: Leben und Überleben unter den härtesten Bedingungen.

OUT OF NIE DER BAY ERN

*Von Auswanderern
und Zurückgebliebenen*

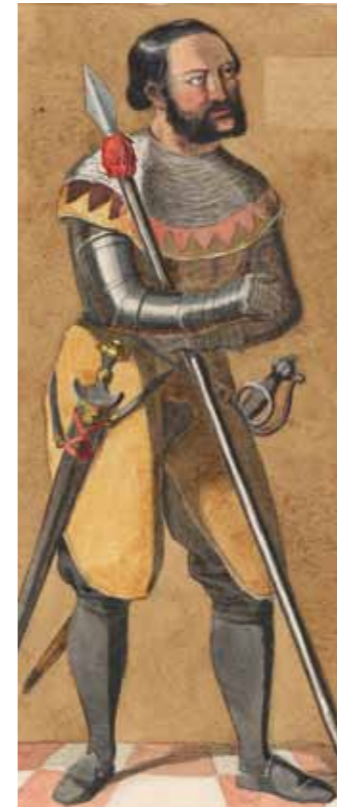
Text: **Richard Loibl**

VOR WENIGEN JAHREN in Niederaltaich, Niederbayern – wo der Donaukanal jetzt erstmal nicht kommt. Klassentreffen des Abiturjahrgangs 1986: *Wo wohnst denn jetzt Du? – In München (= Minga). – Hilft ja ned. Geht's Dir da gut? – Geht scho. – Und Du? – In Augsburg. – I hätt gmeint, Du bist da Chef vom Haus der Bayerischen Geschichte. Warum is denn des ned in Bayern? – Und Du? – In Berlin. – Au weh zwick.*

Mein Abiturjahrgang gehört scheinbar zu den bevorzugten Generationen. Deutlich mehr als die Hälfte lebt noch in Niederbayern, ein paar hat es (zurück) in die Oberpfalz verschlagen, ein paar nach München, einen nach Augsburg und eine nach Berlin, letztere beide mit den exotischen Studiengängen Bayerische Geschichte bzw. Sino-logie. *– Hätt's was Gescheids glernt, dann hätt's dahoam bleibn kinna.*

Niederbayern = Auswandererland, sagt das Klischee. Von 1991 bis 2009 nahm hier aber die Bevölkerung um fast zehn Prozent zu, im deutschland- und bayernweiten Vergleich gar nicht so schlecht. Bis 2029 soll es einen Rückgang von einem Prozent geben, im Vergleich wiederum gar nicht so schlecht. Die Oberpfälzer, Ober- und Unterfranken wird es wohl viel härter treffen, vom deutschen Osten ganz zu schweigen. Wachstum vergleichbar mit dem des Münchner Speckgürtels soll es sogar an der Donau zwischen Regensburg und Passau und an der Isar um Landshut geben.

UND FRÜHER? WAR es auch nicht so schlecht. Niederbayern war und ist zweigeteilt: Südlich der Donau geht es gut, nördlich der Donau weniger. Während des 19. Jahrhunderts wuchs Niederbayern in der zweiten bayerischen Liga – in der ersten spielte eigentlich nur Oberbayern – mit am stärksten (von 487.000 auf 724.000 Einwohner). Wenn es schon mehr anständige Städte gegeben hätte, wäre der Zuwachs noch deutlicher ausgefallen. So mussten tatsächlich viele auswandern – die



links Aquarell von Hans Scheininger, 1865 nach dem Ölgemälde eines unbekanntenen Künstlers aus dem 17. Jh. im Gäubodenmuseum Straubing, Historischer Akt Schmidl, Stadtarchiv Straubing.

Beaver Dam in Wisconsin war ein solcher Ort vor allem für die Auswanderer aus Kelheim und Umgebung. Was waren die Auswanderer für Menschen? Schwer zu sagen, denn von den allermeisten besitzen wir nur dürre Daten und kaum Überlieferungen. Drei ragen heraus, weil sie zu einer gewissen Berühmtheit gelangten. Wir fangen mit dem ältesten und mit einer Ausnahme an, denn er hätte es nicht notwendig gehabt, auszuwandern:

Ulrich Schmidl – der Konquistador

Den Straubinger aus wohlhabender Bürgersfamilie zog es 1533/34 in die Neue Welt. Seine Augsburg-Connection zu Fugger und Welser scheint das Sprungbrett gewesen zu sein. 20 Jahre lang war er bei den Eroberungszügen der Spanier dabei, kam über Paraguay bis Bolivien und beteiligte sich an der Gründung von Buenos Aires. Argentinien ehrt ihn als ersten Geschichtsschreiber des Landes, weil er seine Erlebnisse in seinen »Wahrhaftigen Historien einer wunderbaren Schiffahrt« veröffentlichte. Dabei ist sein Werk gerade keine Geschichtsschreibung, sondern ein Erlebnisbericht in angesichts der geschilderten Kämpfe erschreckender Nüchternheit. Immerhin betrachtet Schmidl die Indianer nicht wie andere Berichterstatter nur mit Vorurteilen. Einmal spricht er es sogar aus – dass den Indianern schlimmes Unrecht angetan wurde. Trotzdem hat er sich offenbar nicht besser aufgeführt als seine aus heutiger Sicht verbrecherischen Mitsöldner. Seine Beute hat er jedenfalls mit nach Straubing gebracht, als er nach dem Tod seines Bruders die Familiengeschäfte übernahm. Widerständig verhielt sich der Zurückgekehrte in der Heimat. Er trat zur Augsburger Konfession über und musste vor den katholischen Münchner Herzögen in das paritätische Regensburg fliehen, wo er um 1580 starb. Als weitgereisten Abenteurer und Literaten erinnert man sich in Straubing meist positiv an den Niederbayern auf Abwegen. Im Fasching trat sogar der eine oder andere Straubinger als Konquistador Schmidl auf. Und wenn dann noch »La Fiesta« von Rex Gildo gespielt wurde, dann war der Bezug ein doppelter – denn auch letzterer, bekannt vor allem durch die LP »La Fiesta – Rex Gildo in Südamerika«, war ein Straubinger.

EINIGE NIEDERBAYERN VERSCHLUG es allerdings auch weiter als bis München, sogar in die USA (= Amerika). Bayern war Auswandererland – in den 1880er und 1890er Jahren traf dieses Schicksal bis zu 17.000 Menschen jährlich, die sich bevorzugt in Bremerhaven nach Amerika einschifften; statistisch gesehen kamen die allermeisten aus der Pfalz und aus Franken, die allerwenigsten aus Nieder- und Oberbayern.

Das entspricht dem zweiten Klischee: Der Niederbayer ist schollegebunden und bleibt am liebsten *dahoam*. Also was jetzt? Auswandererland oder Region der Zurückgebliebenen (frei und nicht negativ, sondern höchstens ironisch nach Bruno Jonas)? Die Wahrheit liegt in der Mitte. Gerne ausgewandert sind die wenigsten. Und das gilt sicher nicht nur für Niederbayern. Vielen blieb aber gar nichts anderes übrig. Dann suchte man wenigstens die Anbindung an Verwandte und Bekannte in der Fremde. So entstanden regelrechte Niederbayern-Siedlungen in München und sogar in Amerika:

Foto: Stadtarchiv Straubing



oben Emanuel Schikaneder
Kupferstich von Hieronymus Löschenkohl,
Wien um 1785.

Emanuel Schikaneder – Der wahre Papageno

Marcus H. Rosenmüller setzte ihm in »Der Sommer der Gaukler« jüngst ein filmisches Denkmal; 1751 wurde Schikaneder in Straubing in viel ärmlicheren Verhältnissen als seinerzeit Schmidl geboren. Schikaneders Talent aber wurde schnell erkannt und er kam als Domkapellknaube nach Regensburg. 1773 brach er aus den katholischen Verhältnissen aus und schloss sich einer Schauspielergesellschaft an. Ein Gastspiel führte ihn nach Salzburg, wo er die Bekanntheit seines Lebens machte: Wolfgang Amadé Mozart. Bei Gastspielen in Wien kamen sie wieder zusammen. Schikaneder schrieb das Libretto zur »Zauberflöte«. Die Premiere fand in Wien am 30. September 1791 statt. Mozart selbst dirigierte und Schikaneder sang den Papageno; ein grandioser Erfolg! Schikaneder gründete sein eigenes Theater – das bis heute bestehende »Theater an der Wien«. 55 Theaterstücke und 44 Libretti sollte er im Lauf seiner Karriere verfassen. Als Schauspieler und Regisseur faszinierte Schikaneder durch seine Exzentrik, die schließlich krankhaft wurde. Seine bizarren Texte verstand am Ende keiner mehr. Der Erfolg war dahin, das Theater verkauft. Verarmt und geistig verwirrt, starb Schikaneder 1812 in Wien.

EIN NIEDERBAYERISCHER PAPAGENO also war Emanuel Schikaneder – Hans Carossa (1878-1956), der bodenständige niederbayerische Dichter aus Vilshofen, hat von Niederbayern einmal geschrieben, es sei das »Land ohne Wein und Nachtigallen«. Braucht der Niederbayer die Fremde, um seine künstlerischen Talente, so er sie denn hat, auszubilden? Carossa hat außerdem festgestellt, dass die Niederbayern keine Büchermenschen seien. Damit begründete er den in ihrer Heimat ausbleibenden Erfolg derjenigen Schriftstellerin, die am engsten mit Niederbayern verbunden wird, obwohl oder gerade weil sie nach Amerika auswanderte:

Emerenz Meier – »...des freien Waldes freies Kind«

Ob es im Bayerischen Wald tatsächlich so frei zuging, sei dahingestellt. Bei Emerenz Meier war es jedenfalls nicht der Fall. 1874 wurde sie als Wirtstochter in Schiefweg bei Waldkirchen oberhalb Passau geboren. Schon früh begann sie, trotz oder wegen der harten Arbeit im elterlichen Wirtshaus, zu schreiben. Mit ihren in Zeitschriften – sogar im berühmten

rechts Emerenz Meier, undatiert, vermutlich um
1900, Stadtarchiv Waldkirchen.

»Simplicissimus« – veröffentlichten Gedichten und Erzählungen wurde sie bald relativ bekannt. Es gab Ansichtskarten mit dem Bild der feschten Niederbayerin in Tracht. Die königliche Familie gewährte Audienz und Prinz Ludwig Ferdinand, ein studierter Mediziner, stellte angeblich seiner spanischen Gemahlin die am Tag drei Maß Bier trinkende Wirtstochter als Vorbild für blühende Gesundheit vor. Aus der Privatschatulle des Prinzregenten erhielt sie 200 Goldmark, eine beträchtliche Summe. Trotzdem war ihr die adelige Gesellschaft wenig sympathisch. Sie hätte wohl sogar in München Fuß fassen können, aber es zog sie zurück in die Heimat. 1896 veröffentlichte Emerenz Meier ihr einziges Buch »Aus dem bayerischen Wald«. Es wurde kein Bestseller, ebenso wenig wie ihr Wirtshaus »Zum Koppenjäger« in Passau. Mit dem verbliebenen Kapital folgte Emerenz ihrer Familie nach Chicago, eigentlich ein bayernfreundliches Pflaster. Das Schlierseer Bauerntheater hatte hier bei seinem Gastspiel 1895 einen regelrechten Triumph gefeiert. Die Stadt soll beim Abschied der Schlierseer einem riesigen Oktoberfest im Lederhosen- und Dirndlrausch geglichen haben. Anfangs gefiel es auch der Emerenz: Chicago sei »eine wahre Gartenstadt, wo Milch und Honig fließen«. Später erschien ihr die Stadt nur noch wie ein Moloch, der ihr die Lebens- und Schaffenskraft raube. Wie gerne wäre sie wieder in die Heimat zurück, obwohl sie ihr, als sie noch in Niederbayern gelebt hatte, als drückend eng, engstirnig und klerikal vorgekommen war. 1928 starb Emerenz Meier mit 54 Jahren in Chicago an einer Nierenentzündung. München wäre im Nachhinein betrachtet wohl die bessere Wahl für sie gewesen. In Bayern geriet sie bald in Vergessenheit, bis sie »Hauptdarstellerin« mehrerer Filme wurde, so in Jo Baiers »Schiefweg« und »Wildfeuer« von 1988 bzw. 1996. In ihrem Heimatort wurde ihr ein schönes und sehenswertes Museum gewidmet; Landshut widmete im vergangenen Herbst der Dichterin seine Literaturtage mit einer Ausstellung.

Niederbayern auf Abwegen

Was verbindet die drei berühmtesten Niederbayern? Zum einen der Abweg in den denkbar unterschiedlichsten Varianten. Ob Schmidl über sein »Abenteuer« angesichts des Unheils, das er mit über Südamerika brachte, glücklich war? In Niederbayern hätte er das Abenteuer jedenfalls nicht finden können, ebenso wenig wie Schikaneder hier die Verwirklichung seiner künstlerischen Träume möglich gewesen wäre. Als Librettist Mozarts steht er mit dem großen Komponisten für ein Weltkunstwerk. Bei Emerenz Meier dagegen bedeutete die Auswanderung ihre literarische Karriere. Hier ging



es ihr wie später Oskar Maria Graf und anderen bayerischen Dissidenten. Eine gewisse Tragik schwingt bei allen drei Niederbayern mit. Sie gehört vielleicht auch dazu, zur Berühmtheit. Dazu gehört aber vor allem das bleibende Werk – und hier haben die drei Niederbayern, jeder auf seine eigene, besondere Art, ein Stück Kunstfertigkeit hinterlassen.

UND DAMIT WÄREN wir wieder am Anfang – bei der Münchner Brettlszene. Auch sie wurde von Niederbayern, die mangels Forschungen größtenteils noch namenlos sind, mit begründet. Sie mündet in die Münchner Kabarettzene der heutigen Tage. Und was wäre diese ohne die Niederbayerinnen und Niederbayern wie Luise Kinseher, Fredl Fesl, Ottfried Fischer oder Bruno Jonas. Bringt der Weg in die Fremde, wenn sie nicht zu fremd ist, dieses Talent erst richtig zum Vorschein? – *Kunnt scho sei.*

Postscriptum

Als ich mit dem Beitrag schon fertig war, fiel mir ein Artikel in der Süddeutschen Zeitung (München, 29.11.12) von Christina Wächter in die Hand. Sie erhofft sich angesichts der RTLisierung der Münchner Umgangssprache die Re-Bajuwarisierung durch die zukünftigen Zuwanderer aus Niederbayern.

LIEBE FRAU WÄCHTER, wir Niederbayern haben uns 150 Jahre lang redlich um den Erhalt der bayerischen Sprache in München bemüht. Zukünftig wandern wir aber nicht mehr nach München aus, weil den Zukunftsprognosen zufolge der niederbayerische Donaauraum ein Eldorado werden wird, wie es Ulrich Schmidl nicht besser hätte schildern können. Wer dann noch aus Bayern nach München kommen wird, das sind die Franken. Die sind jetzt dran mit dem Spracherhalt.

Dr. Richard Loibl ist Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte in Augsburg.

Fotos: Museen der Stadt Regensburg, Signatur G 1930/31 | Stadtarchiv Waldkirchen

LITERATURHINWEISE

Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern 12, 1913.

Hans Bleibrunner, Niederbayern. Kulturgeschichte des bayerischen Unterlandes, Band II. Landshut 2. Auflage 1982, 187ff.

Ulrich Schmidls Erlebnisse in Südamerika – nach dem Frankfurter Druck (1567) herausgegeben von Josef Kein (Straubinger Hefte 1962).

Margot Hamm u.a. (Hg.), Good Bye Bayern – Grüß Gott Amerika. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683 (Katalog zur Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte) Augsburg 2004.

Dorit-Maria Krenn, Lebensminiaturen berühmter Straubinger, Straubing 1999.

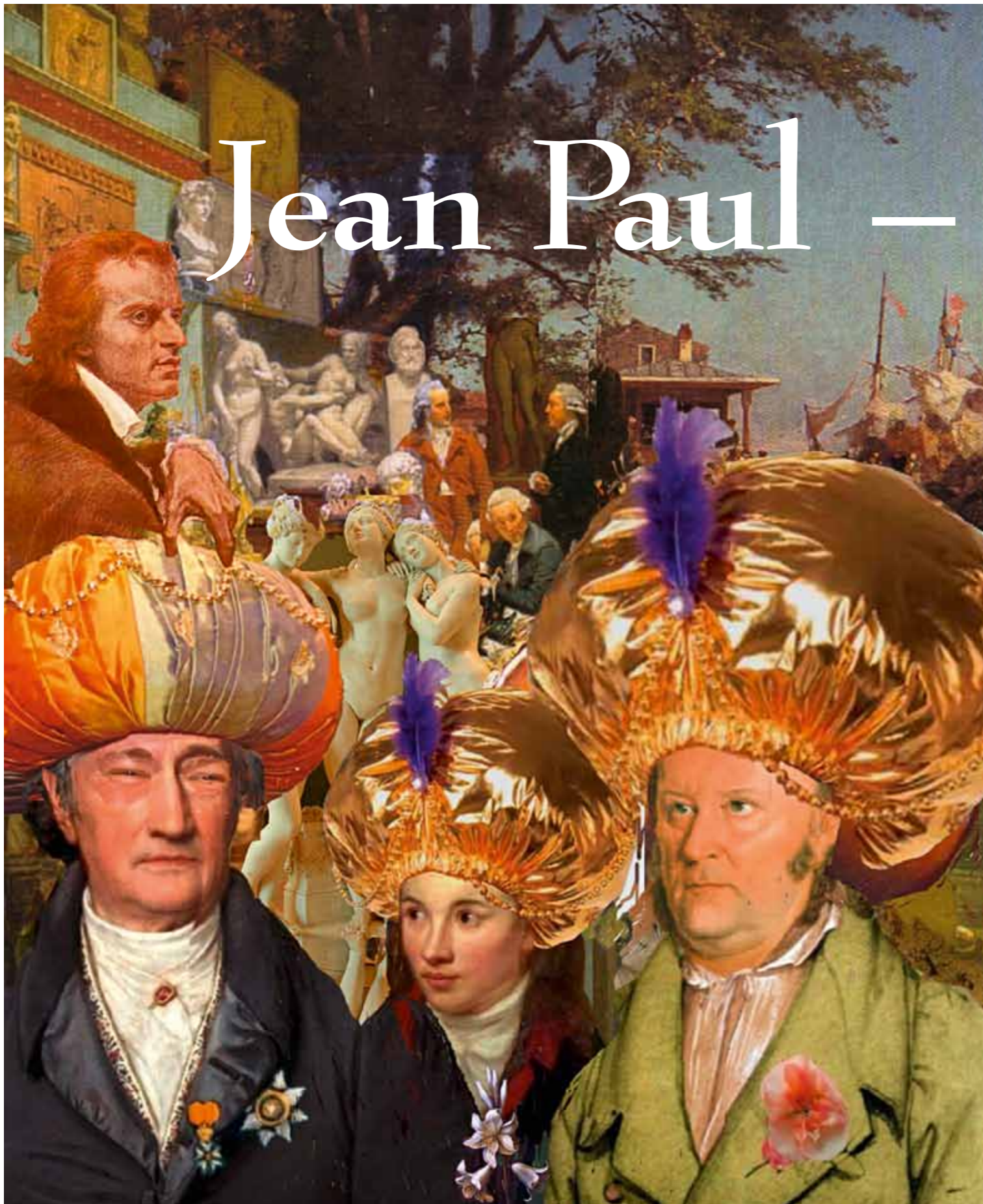
Eva Gesine Baur, Emanuel Schikaneder. Der Mann für Mozart, München 2012.

Paul Praxl (Hg.), »Ich bin fürchterlich radikal gesinnt« Die unbekannte Emerenz Meier, Passau 2012.

Hans Göttler, »...des freien Waldes freies Kind« Ein Emerenz-Meier-Lesebuch, Grafenau 2008.

Mehr über Emerenz Maier zu lesen gibt es auch im Literaturportal Bayern unter www.literaturportal-bayern.de

Jean Paul –



Goethe muß und wird überboten werden. (Novalis)

Zentralsonne oder Irrlicht?

Überlegungen zum 250. Geburtstag des Dichters

Text: Ulrich Holbein

AUS GOETHE »Mehr Licht!« machte Arno Schmidt: »Mehr Wieland! Weniger Goethe!« Philosophen könnten schon glücklich sein, wenn sie ein »Weniger Irrlicht!« erreichen könnten. Wer sich »Mehr Irrlicht!« wünscht, muss durchgeknallt sein. Weil in der Goethezeit die Sümpfe noch nicht trockengelegt worden waren, konnten Tückerbolde (altes mundartliches Wort für Irrlichter) noch recht oft gesichtet werden, bis hin in Büchners Woyzeck: »dort, wo die Schwämme so nachwachsen«. Als der sechszehnjährige Goethe zum Studium nach Leipzig übersiedelte, bewegte er sich mal zwischen Hanau und Gelnhausen nächtlich durch einen Wald und sah in den Wasserlöchern eines Steinbruchs eine Art von wundersam erleuchtetem trichterförmigen Amphitheater, voll unzähliger Lichtchen stufenweise übereinander, lebhaft leuchtend, viele davon hin und wider hüpfend, andere ruhig flimmernd, ein Pandämonium von Irrlichtern, eine Gesellschaft leuchtender Geschöpfe. In Adalbert Stifters »Aus der Mappe meines Urgroßvaters« wird drei, vier Seiten lang die nächtliche Waldbegegnung mit einem einzelnen Irrlicht geschildert, ganz schlicht, wie der Landarzt eins sieht, das in eine Richtung sich bewegt, ohne an der anderen Seite herauszukommen, wie er ihm auf und ab nachgeht, wobei ein nächtlich tapsendes Raumgefühl entsteht und sich echte und falsche Lichter in die Quere kommen. Bei Jean Paul finden sich dann viele Gaukelsprünge im »Fackeltanz himmlischer Irrlichter« und im »künstlichen Wirrwarr enharmonischer Irrlichter«, im »Titan« z. B. der Satz: »Lache dann nicht mehr so grimmig, daß die Menschen Irrlichter sind; gleich Irrlichtern brennen und fliegen wir fort im regnenden Sturme der Zeit.«

Dass Jean Paul aus dem Provinznest Hof kam, 165 km von der Provinzmetropole Weimar entfernt, und dass rund um Hof damals ganz besonders ausgedehnte Feuchtgebiete

lagen – auf diese Information über seine trübe Herkunft hat Goethe sich mehr gestürzt als auf die Romaninhalte des »Hesperus« und mag drauf angespielt haben in seinen beiden spöttischen Irrlicht-Vierzeilern: »Von den Sümpfen kommen wir / Woraus wir erst entstanden. / Doch sind wir gleich im Reigen hier / Die glänzenden Vaganten.« Also Jean Paul und andere Obskuranten und Quasi-Originale, auf neudeutsch: Spinner im Plural! Und: »Aus der Höhe schoß ich her / Im Stern- und Feuerscheine/ Liege nun im Grase quer / Wer hilt mir auf die Beine?« So als wär Jean Paul bloß ein sofort wieder verglimmender Irrwisch, der nichts als Strohfeuer zu bieten hat! Unerträglicherweise musste er ja das damalige Werther-Fieber mit einem Hesperus-Fieber namentlich der erregten Damenwelt wiederholen und toppen und dadurch allzu sehr an Goethe erinnern, was Goethe nicht erfreuen konnte, also wollte er im Chorus aufjauchzender Leser nicht mittun und stürzte sich auf nichts so nachhaltig wie auf Jean Pauls arme und provinzielle Herkunft und auf dessen angebliche Halbbildung (Kokolores – diese Einschätzung!). Weil Jean Paul bei der Kunstdoktrin der Weimarer Klassizisten partout nicht mitziehen wollte, sondern die alten Griechen just nicht als unerreichbare Idole sah, sondern als humorlose Anfänger in Kinderschuh, wurde er von Goethe als »Chineser in Rom« betrachtet, und als »krank« eingestuft und abgetan. Weil Jean Paul auch gern mal Friedhöfe und offene Gräber auspinselte, nannte Goethe ihn das »personifizierte Alpdrücken der Zeit«. Andererseits befand sich Jean Paul mit dieser Einschätzung in guter Gesellschaft, nämlich mit sämtlichen Romantikern, Metaphysikern und forcierten Talenten, die sich erdreisteten, von Goethens Altertumfetischisierung abzuweichen oder die sich Humor erlaubten und deshalb als Irrwege und Irrlichter genauso pathologisiert und als fratzenhaft abgetan und unerträglich gefunden wurden wie Chinesen und



Dem Knüllbewohner

*Ulrich Holbein zeigten sich öfters
einige schwankende Gestalten...*

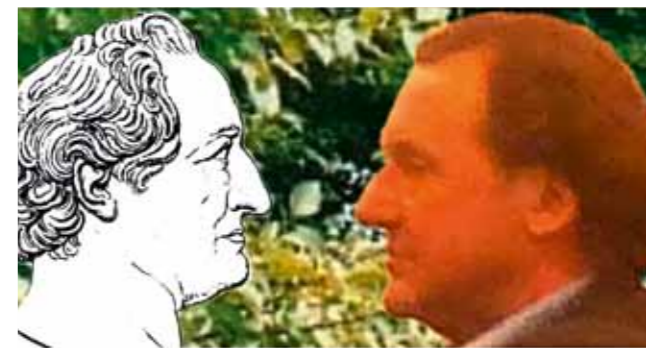
Inder. Im Werk Jean Pauls hingegen kommen Worte wie Indien und indisch häufiger vor als Worte wie Bayern und bayerisch – was in München nicht absolut jedem gefallen wird. Immerhin schrieb Jean Paul eine »Bayrische Kreuzer- komödie« – falls Bayern dies mitbekam. Merkwürdig oft stolpert man in seinem Gesamtwerk über O-Taheiti (das heutige Tahiti) oder Altersheime für Insekten in Surate (heute eine Millionenstadt in Indien). Jean Paul dachte viel kosmopolitischer und kosmischer als die üblichen Kosmopoliten namens Heinrich Böll und Lew Kopelew.

Gegen die fränkische und bayerische Neigung, Jean Paul als größten Humoristen oder Dichter Bayerns auszugeben und 2013 auch gehörig hochleben zu lassen und zu feiern, ist überhaupt nichts einzuwenden (Das gesamte Festprogramm findet sich unter www.jean-paul-2013.de/ und www.literaturportal-bayern.de). Am 21.3.2013 – schulfrei in ganz Bayern! – bringt Bayern 2 eine zweistündige Radiosendung: »Der Dichter ist anwesend. Nachwirkungen des Klassikers Jean Paul, zum 250. Geburtstag gesammelt und vorgestellt von Cornelia Zetzsche, worin die meisten Jean-Paul-Experten, die man gegenwärtig so auftreiben kann, zu Wort kommen, von Norbert Miller, Alexander Kluge, Nora Gomringer bis Uwe Dick u. v. a. Als Humorist würde Jean Paul arg ins Gehege kommen mit Karl Valentin und Gerhard Polt, und wenn man ihn als größten Bayern ausgeben wollte, müsste er noch mit Franz Josef Strauß in eine harte Finalrunde und Endausscheidung eintreten. Dass Goethe zum größten Dichter der Deutschen gepuscht und vergrößert und Jean Paul zum größten Dichter Bayerns verkleinert wurde – damit zu leben, macht vielen Deutschen und Bayern überhaupt nichts aus – wenn's wenigstens stimmen würde! Wer Jean Paul auf die eigene Augenhöhe bringen möchte, läuft stets Gefahr, ihn in Krähwinkel anzusiedeln, als Heimatdichter, als Bayer, als Oberfranke durch und durch, und arg gern als Trunkenbold, eine Fama, gegen die er sich schon zu Lebzeit

erfolglos wehrte, z. B. mit dem Ausspruch: »Andere trinken sich beredt; ich rede mich betrunken.« Warum musste er auch, der Aussage einiger Zeitgenossen zufolge, wie ein »Brauereimeister« ausschaun? Schopenhauer wies Hegel eine »Bierwirtsphysiognomie« zu, wodurch Hegel als Philosoph kaum schrumpft. Alle assoziieren Jean Paul mit Biedermeier (der erst 1815 losging) und »Gartenlaube«, also eigentlich dem späten 19. Jahrhundert, obwohl seine Werke den Terminus »Gartenlaube« gar nicht so leicht hergeben, während dieses Wort unverhoffterweise ausgerechnet bei Kafka mal vorkommt. Dies und auch das Skandalon, dass allerlei Nobodys sich über Jean Paul erhaben dünken, indem sie ihn »breitarschig« nennen, wurde Jean Paul eingebrockt von jener Gartenlaubenzzeichnung, wo er tatsächlich ein wenig zu behäbig und breit in einer Laube sitzt.

ER SCHRIEB NICHT nur tatsächlich in Gartenlauben, sondern überall, auch auf Reisen, und erlebte und reiste extra wenig, um noch mehr Zeit zum Schreiben zu gewinnen – und schrieb auch erhebliche Quanten pro Tag, und führte etliche Gedankenhefte gleichzeitig, und baute Abkürzungen ein, um schneller vorwärtszukommen, und fand immer neue Wendungen und Aspekte, quecksilbrig wie ein Irrlicht, und erfand Systeme, um keine Metapher zweimal zu bringen, und ließ auch qualitativ überhaupt nie nach, und siehe, nach wenigen Jahrzehnten hatte er soviel Masse zusammengesammelt, dass alle Kollegen ziemlich dünn dagegen aussahen. Trotzdem passt »Vielschreiber« nicht auf ihn, da er keine Zeilenschinderei betrieb. Aber am Lebensende hatte er so viele Druckseiten Werk produziert, dass es rein mengenmäßig so viel war wie das Gesamtwerk von Goethe und Thomas Mann zusammengenommen, obwohl diese beiden Achtzigjährigen jeweils zwanzig Schaffensjahre mehr zur Verfügung hatten als Jean Paul. Ein Alkoholiker hätte diese unvergleichliche Leistung nie und nimmer vollbringen können. Seine lebenslang geführten Gedankenhefte lagen

zweihundert Jahre im Archiv, und keiner guckte rein. Dort lagern weitere ungesichtete und unausgewertete Massen fragiler Zettel, die ausgewählte Wissenschaftler nur mit Pinzette anfassen dürfen. Eigentlich gibt's nur eine Wissenschaftlerin, Birgit Sick, die Jean Pauls verzwicktes Abkürzungssystem durchschaut und winzigste versprengte Notate enträtseln kann. Alle Jahre erscheint ein neuer Band der historisch-kritischen Ausgabe mit Fundstücken, Bausteinen und Gedankenblitzen, soeben z. B. »Erfindungen« und »Thorheiten«, und da steigen Dinge zutage, die nie einer zitieren, erforschen, berücksichtigen konnte, und prall von Inhalt, und druckreifer als die kümmerlichen Aufzeichnungen Hekatomben überdurchschnittlicher späterer Schriftsteller. Man kann genau zugucken, wie dieses geysirhaft sprudelnde Großhirn unablässig Ideengewimmel wälzt und auswirft, und derart köstliche und kostbare, aber aus Zeitgründen nur einen Bruchteil davon in offizielle Romanwerke rüberholt. Der riesige Rest würde genügen, weitere dreißig Buchprojekte und hundert Kollegen mit Einfällen zu versorgen, ein ungeahntes Depot, eine bodenlose Fundgrube unausgeführter Ideenknäuel, ein Setzbeet aus Keimlingen und Sprossen, ungelegte Eier, die alle zu Mammutbäumen aufschießen könnten, aufgeladen mit einer Potenzialität und einem Hallraum ohnegleichen, alles voll Pläne, auch Appelle an sich selber: »Gib einen Band Träume heraus«, wahnwitzigste Mythenausdeutungen, Details zu Mythen und Zusatzmythen, Szenarien zwischen Eva, Adam und Schlange, die keinem apokryphen Schrifttum je einfielen (z. B. Evas Eifersucht auf eine Äffin! Ihr Gebet direkt vor dem Apfelbiss! Ihre erste Missgeburt! Ihre Liebe zu schlangenartig gebogenen Ästen), Szenarien zwischen ausgestopften Menschen, Hanswürsten, Chirurgen, Wachsfiguren, Toten und Scheintoten, abstruse Vorschläge (dass man z. B. ein Regiment Wahnsinniger in jeden Krieg schicken solle – wieso, steht nicht dabei).



Wo oder wer

*sind Goethe, Schiller, Jean Paul und
Albrecht Dürer heutzutage?*



Jean Paul

auf dem Weg zu

monumentaler Goethewerdung

Kupferstich von Pierre-Francois Bertonnier nach Lécurieux, Paris 1837

KEIN WUNDER, DASS Jean Paul erstmal ein Fass ohne Boden bleibt, ein Fluss ohne Ufer. Voluminöse Jean-Paul-Monographien von über 600 Seiten wagten sich nicht hervor. Keiner brachte Lebenszeit genug mit, die Hekatomben Werk überhaupt nur halbwegs aufzufassen. Goethes 22000 Seiten, inklusive die wenig atemraubenden Tagebücher und Tageshefte, sind vom Rezipienten und Exegeten schwuppd-wupp weggeblättert, überblickt, bewältigt. Der Jean-Paul-Forscher Eduard Berend musste neunzig werden, um Jean Pauls Output in zweiundsechzig Lebensjahren aufzuarbeiten. Wer jetzt zuviel Arbeit und Anstrengung oder Höhenluft oder Gipfelwanderungen befürchtet, braucht diesen Subkontinent auch einfach nur irgendwo aufzuschlagen; da steht keinesfalls Unverständlicheres, als wenn er irgendwo weiter vorne anfängt, und stößt auf jeglicher Seite und in jeglicher vorsortierter Blütenlese und Anthologie stets auf sofort höchst Herz- und Hirnerfrischendes und kommt umgehend auf seine Kosten, und selbst kostspielige Anschaffungen wie die historisch-kritischen Teilbände amortisieren sich nach wenigen Lektüremomenten in Relation zu normalen Tankfüllungen und Nebenkosten auf geradezu null Cent. Und im Frühling und Sommer dann bitte den neu erschlossenen und aufwendig ausgestatteten Jean-Paul-Weg bewandern!



Zeitgenossen waren sich einig:

Goethe war der schönere Mann,

aber Jean Paul der bessere Mensch,

Goethe der größere Versedrechsler, Jean Paul der kleinere Egoist.

Der zieht sich sogar volle 200 km durch schönste fränkische Fichtelgebirge, während der entsprechende Goethe-Wanderweg bei Ilmenau/Thüringen bloß 18 km lang sich schlängelt. Sämtliche erdenkliche Dimensionen regionaler Jean-Paul-Pflege werden opulent und farbenfroh aufgeblättert in zwei Prachtbänden, die Karla Fohrbeck zusammengestellt hat. Vor zwei Jahren lagen in Bayreuth und Rollwenzlei am Büchertisch nur erbärmlich wenige Reclamheftchen und Regionalia aus; inzwischen hat sich Jean Pauls schleichend Volk mal ein bisschen aufgerafft und in gemeinsamer Anstrengung wenigstens drei neue Biographien hervorgewuchtet, und andere schöne Dinge. Man muss jetzt nur vorsichtig drauf achten, dass sich dann keiner an Jean Paul überfrisst und ab 2014 ihn dann erstmal wieder jahrezehntelang wegsteckt.

Ulrich Holbein lebt als Schriftsteller im Knüll-Gebirge und hat soeben eine 400-seitige Monografie zu Jean Paul verfasst mit dem Titel: **Ein Chinese in Rom. Jean Paul und Goethe, ein untendenziöses Doppelporträt**, mit rund 100 Abbildungen, Verlag Hoffmann-Tolkemitt, Berlin, die im Februar 2013 erscheint. Das Buch widmet sich dem Charakter- und literarischen Qualitätsunterschied zwischen den rivalisierenden Dichtern Goethe und Jean Paul.

KOMMENTIERTE, AKTUELLE NOVITÄTEN- UND LITERATUR-EMPFEHLUNGEN:

Das gesamte Programm zum Jean-Paul-Jahr ist unter www.jean-paul-2013.de und www.literaturportal-bayern.de.

Jean Paul: Bausteine, Erfindungen. Das grüne Buch, Thorheiten, Jean Pauls Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, zweite Abteilung, Neunter Band, Teil 2, herausgegeben von Petra Zaus, 397 Seiten, Böhlau Verlag Weimar, 2012: *wichtigste, nie zitierte Inhalte, die sich im Jean-Paul-Nachlass vorfinden.*

Jean Paul: Erschriebene Unendlichkeit, Briefe, ein Auswahl von Markus Bernauer, Norbert Miller, Helmut Pfothenhauer und, über 800 Seiten, Hanser Verlag München, Februar 2013: *äußerst profunde, solide, luzide Zusammenstellung, die manch eine Biographie ersetzen kann.*

Eduard Berend: Erinnerungen an Jean Paul, ein Standardwerk, erstmals erschienen 1913, dann erweitert 1954, jetzt in der Reihe Texte von Augenzeugen neu herausgegeben, verbessert, ergänzt und illustriert von Petra Kabus und Bernd Echte, Nimbus Verlag Zürich, März 2013: *ein inhaltsreiches, hochergötzliches Standardwerk über die Persönlichkeit Jean Pauls im Umgang mit Zeitgenossen.*

Michael Zaremba: Jean Paul, Dichter und Philosoph, Eine Biografie, 335 Seiten, Böhlau Verlag, 2012: *angenehm lesbare Biographie von einem Autor, der bereits Herder- und Wieland-Biografien schrieb und im Nov. 2012 verstarb.*

Beatrix Langner: Jean Paul. Meister der zweiten Welt. Eine Biographie', 609 Seiten, mit vielen Abbildungen, C.H. Beck Verlag München, Februar 2013: *gutgeschriebenes Outsider-Werk außerhalb der abzählbaren Jean-Paul-Experten, mit zunftwidrigen Neudeutungen der Werke Jean Pauls.*

Helmut Pfothenhauer: Jean Paul. Das Leben als Schreiben. Biographie, mit vielen Abbildungen, 508 Seiten, Hanser Verlag München, Februar 2013: *der zusammenhängende Ertrag eines vierzig- bis fünfzigjährigen jean-paul-zentrierten Forscherlebens.*

Jean Paul in Oberfranken zwischen Joditz und Sanspareil, und: Jean Paul in und um Bayreuth. Der Jean-Paul-Weg zwischen Eremitage & Fantasie, erarbeitet von Karla Fohrbeck, Bayreuth Marketing & Tourismus GmbH, 2012: *zwei repräsentative, dicke, material- und inforeiche, durchgehend farbig bebilderte kunstbandartige Großformatbände.*

Dieter Richter: Jean Paul. Eine Reise-Biographie, 144 Seiten mit Abbildungen, Transit Verlag Berlin 2012: *schöner Geschenkband.*

Das Wort und die Freiheit, Jean Paul Bildbiographie, herausgegeben von Petra Kabus und Bernhard Echte, mit literarischen Beiträgen von Brigitte Kronauer und Rolf Vollmann, und wissenschaftlichen Beiträgen, 420 Seiten, März 2013.

Jean Paul: Weltall im Krähwinkel, ein Lesebuch, ausgewählt und mit Vor- und Nachwort versehen von Ralf Simon und Ulrich Holbein, über 300 Seiten, Lilienfeld Verlag Düsseldorf, Februar 2013.

Jean-Paul-Taschenatlas, herausgegeben von Michael Mayer, 180 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, Borschur, Nimbus Verlag Zürich, 2012.



DAHOAM IS DAHOAM

Die Irrfahrten des Odysseus

Text: Raimund Wünsche

Die Geschichte vom langen Weg des Odysseus nach Hause, die uns Homer in über 12 000 Versen erzählt, wird Odyssee genannt. Sie ist eine Heimkehrergeschichte und eine Liebesgeschichte: Odysseus bleibt bei all seinen Irrfahrten, Abenteuern und größten erotischen Verlockungen immer von dem Wunsch beseelt, seine Frau, sein Kind und seine Heimat, Ithaka, wiederzufinden. Zehn Jahre kämpfte er vor Troja, zehn Jahre trieb es ihn durch die Welt, bis er endlich in Ithaka ankommt. Und dort wartet seine Frau Penelope auf ihn. Zwanzig Jahre hat sie keine Nachricht von ihm erhalten, war von Dutzenden von Freiern umschwärmt, aber sie blieb treu und standhaft. Das kann Odysseus nicht von sich sagen! Von den zehn Jahren seiner Irrfahrt verbrachte er neun bei Frauen, die ihn liebten.

Die Odyssee ist geschickt aufgebaut: Homer lässt die Erzählung im zehnten Jahr der Reise, also kurz vor dem Ende, beginnen. Die Götter blicken vom Olymp herab und sehen Odysseus auf der Insel der Nymphe Kalypso. Die Insel ist schön, noch schöner ist Kalypso. Zudem ist sie unsterblich, ewig jung und in Odysseus so verliebt, dass sie ihm verspricht, auch ihn vor Alter und Tod zu bewahren, wenn er bei ihr bleibt: Ein größeres Versprechen der Liebe kann man selbst von einer Göttin nicht erwarten! Obwohl Odysseus sieben Jahre den Reizen der ‚schöngelockten‘ Kalypso erlegen ist, sehnt er sich nach Hause, zu seiner Penelope, die natürlich nicht so schön wie die Göttin und vor allem sterblich ist.

Die allwissende Göttin Athena setzt sich im Olymp für Odysseus ein. Ihr gefällt seine Schlaueit. Athena ist die große Beschützerin des Odysseus, sie lenkt seine Geschicke. Da Poseidon, der über Odysseus – wie unten erzählt wird – zu Recht erzürnt ist, gerade nicht im Olymp weilt, kann Athena den Göttervater Zeus von ihren Plänen überzeugen: Hermes soll Kalypso anweisen, Odysseus nach Hause zu entlassen. Andererseits wird sich Athena selbst nach Ithaka begeben, um in Gestalt eines fremden Adligen dem Sohn des Odysseus, Telemach, Ratschläge zu erteilen, wie er mit den Freiern, die seine Mutter belästigen, umgehen soll und wie er etwas vom Schicksal seines Vaters erfahren kann. Telemach wird also schon zu Beginn der Erzählung eingeführt, an deren Ende er eine entscheidende Rolle spielt.

EIN NACKTER MANN AM STRAND

Was Athena plant, geschieht: Kalypso beugt sich dem Willen des Zeus und gibt voll Liebeskummer Odysseus frei. Mit ihrer Hilfe baut er sich ein Floß. Siebzehn Tage segelt er damit. Ununterbrochen, ohne zu schlafen. Als für Odysseus schon Scheria, das Land der Phäaken, in Sicht ist, erblickt Poseidon den einsamen Segler. In alter Wut entfacht er einen Sturm. Odysseus erleidet wieder einen Schiffbruch. Zwei Tage kämpft er mit den Wellen, bis er ans Ufer gespült wird. Er ist nackt, völlig erschöpft und ohne Nahrung, aber noch nicht am Ende. Denn am nächsten Morgen, als

Odysseus aus tiefem Schlaf am Strand erwacht, kommt – von Athena geleitet – Nausikaa, die Tochter des Alkinoos, des Königs der Phäaken, mit ihren Gespielinnen ans Meer. Trotz seines heruntergekommenen Äußeren, seiner Nacktheit und obwohl er seine Blöße nur mühselig mit einem kleinen Zweig zu verbergen versucht, kann Odysseus, der seinen Namen geheim hält, mit seiner Redegewandtheit die Prinzessin für sich begeistern. Sie bringt ihn in den Palast. Die Phäaken, die Kriege nicht kennen, pflegen die Gastfreundschaft. Der König gibt für den fremden Schiffbrüchigen ein großes Fest. Als ein Sänger Lieder vom Untergang Trojas vorträgt, ist Odysseus gerührt und gibt sich zu erkennen. Er erzählt nun die Geschichte seiner zehnjährigen Irrfahrt. Homer hat sehr geschickt für diesen Teil der Odyssee die Form der Ich-Erzählung gewählt: So ist es dem Zuhörer bzw. Leser überlassen, was er bei diesem listigen Mann, der auch, wenn notwendig, vor keiner Lüge zurückschreckt, für reines Seemannsgarn, für übertrieben oder für wahr hält.

PIESE LISTEN HABEN FOLGEN

Die Geschichte der Irrfahrten lässt sich kurz zusammenfassen: Nachdem Troja durch die List mit dem hölzernen Pferd erobert und die Stadt zerstört ist, fahren die griechischen Heerführer mit ihren Mannen in Richtung Heimat wieder ab. Odysseus befehligt zwölf Schiffe. Wie er es in den zehn Kriegsjahren gewohnt war, überfällt er auch jetzt noch eine Stadt, um Beute zu machen. Es ist Ismaros, eine Küstenstadt im Land der Kikonen, die im Krieg den Trojanern beigestanden hatten. Die Gefährten des Odysseus sind zu habgierig. Sie verlieren Zeit und werden von aus dem Landesinneren heraneilenden Kikonen überrascht. Von Odysseus Flotte verliert jedes Schiff sechs Mann. Nach diesem verlustreichen Piratenakt treibt ein Sturm die Schiffe in das Land der Lotophagen (Lotosesser).

Damit geht die Fahrt des Odysseus in eine Märchenwelt, ins ›Nimmerland‹. Jegliche Versuche, die einzelnen Stationen der Irrfahrten zu lokalisieren, führen in die Irre. Wir wissen nur, dass schon in der Antike, in den Jahrhunderten nach Homer, viele Orte mit Odysseus Irrfahrten in Verbindung gebracht wurden und oft auch entsprechende mythische Namen bekamen. Da jeder Ort stolz war auf eine Geschichte, die sich bis auf dieses homerische Epos zurückführen ließ, konstruierte man sie.

DIE FATALE WIRKUNG VON RAUSCHMITTELN

Die friedlichen Lotophagen lassen einige Gefährten von der honigsüßen Lotosfrucht kosten. Es ist eine Droge: Sie fühlen sich wohl und vergessen ihre Heimat. Odysseus muss sie mit Gewalt auf die Schiffe zurückbringen. Als sie bei der Weiterfahrt bei der Insel der Kyklopen vorbeikommen, erfasst Odysseus die Neugier: Er möchte wissen, ob diese Männer »frevelhafte« oder »fremdenfreundliche, gottesfürchtige Leute« sind. Nur mit zwölf Gefährten landet er auf der Insel und geht in die Höhle des Polyphem. Als der einäugige Riese am Abend mit seiner Schafherde nach Haus kommt, verschließt er mit einem mächtigen Stein den Eingang. Dann verpeist er als Abendessen zwei der Gefährten. Zwei weitere am nächsten Morgen. Jetzt weiß Odysseus, wie es um diesen Gesellen bestellt ist. Aber es würde nichts nützen, ihn zu töten, denn sie sind in der Höhle gefangen. Den schweren Türstein können sie nicht wegwälzen. So stellt er sich dem Polyphem als Herr »Niemand« vor und serviert ihm zum Menschenfleisch den mit-



oben Der einäugige Polyphem. Griechische Terrakotta-statuetten, 5. Jahrhundert v. Chr.

darunter Odysseus oder einer seiner Gefährten lassen sich von einem Widder aus der Höhle des Polyphems herausziehen. Griechisches Salbgefäß, um 500 v. Chr.

linke Seite Der nackte Odysseus vor der Königstochter Nausikaa. Mit einem Ästchen versucht Odysseus sein Blöße zu bedecken. In der Mitte Athena. Griechische Amphora, um 440 v. Chr.

Fotos: Staatliche Antikensammlungen, München



oben Odysseus nähert sich als Bettler seiner in Trauer versunkenen Gattin Penelope. Griechisches Tonrelief, um 460 v. Chr.
 darunter Odysseus verhandelt mit der sitzenden Kirke. Im Hintergrund die verzauberten Gefährten. Römische Tonlampe, um 30 n. Chr.

gebrachten Wein. Polyphem, nur an Milch gewohnt, ist von dem ungemischten Wein bald völlig betrunken. Odysseus und seine Gefährten stechen ihm nun mit einem Pfahl das Auge aus. Polyphem brüllt vor Schmerzen. Seine Brüder kommen angelaufen und fragen, was los sei. Als Polyphem schreit, »Niemand hat mir das Auge zerstört«, meinen sie, er sei verrückt geworden und trolten sich wieder. Als Polyphem am nächsten Tag den Stein wegwälzt, um die Schafe wieder auf die Weide zu lassen, streicht der Blinde über die Rücken der Schafe, damit kein Mensch der Höhle entkommt. Aber Odysseus und die sechs übrig gebliebenen Gefährten hängen sich unter die Schafe und entkommen. Kaum sind sie auf dem Schiff, schreit Odysseus im Triumphgefühl der geglückten List dem Polyphem seinen richtigen Namen zu. Sehr unbedacht. Denn Polyphem ist ein Sohn des Poseidons und der wird nun von seinem Sohn um Rache gebeten. Diesen Gott hat nun Odysseus schon zum Feind. Der nächste folgt sogleich: Sie kommen zur Insel des Windgottes Aiolos, der sie ein Monat lang freundlich bewirte. Odysseus erhält als Abschiedsgeschenk einen ledernen Sack, in dem die unfreundlichen Winde eingeschlossen sind. Durch den ständigen günstigen Wind sind sie kurz vor Ithaka. Odysseus ist von der langen Fahrt eingenickt. Seine Gefährten öffnen aus Neugierde und Neid den Ledersack, in dem sie Schätze vermuten. Ein Wirbelwind entweicht und treibt die Schiffe zu Aiolos zurück, der nun Odysseus vertreibt und als Götterfeind verflucht.

Eine Woche später gelangen sie ins Land der Lästriogen. Riesen wie die Kyklopen. Odysseus ist jetzt vorsichtig: Drei Kundschafter werden vorgeschickt. Es hilft nichts: Einer wird sofort verschlungen. Man flieht, aber es ist zu spät. Die herbegeeilten Lästriogen werfen riesige Steine auf die Schiffe. Alle werden zerschmettert. Nur das Schiff des Odysseus bleibt heil, weil es außerhalb des Hafens ankerte. Von den Gefährten des Odysseus überleben nur zweiundzwanzig, alle anderen werden von den Riesen verspeist.

MÄNNER IN SCHWEINSGESTALT

Als das Schiff zur Insel der Kirke verschlagen wird, schickt Odysseus zuerst einen Spähtrupp ans Land. Die Zauberin Kirke, eine Tochter des Sonnengottes Helios, empfängt sie scheinbar freundlich. Dann werden sie in Schweine verwandelt. Nur einer kann vorher fliehen und Odysseus informieren. Der Held geht nun furchtlos mit gezücktem Schwert zum Palast der Kirke. Unterwegs begegnet ihm, von Athena geschickt, der Gott Hermes. Der gibt Odysseus das Kraut Moly, das ihn vor Kirkes Zauberkünste schützt, und berät ihn auch, wie er weiterhin vorgehen muss. Beides funktioniert: Kirke verwandelt Odysseus Gefährten wieder zurück, ist ab jetzt für alle eine wundervolle Gastgeberin, und Odysseus erliegt völlig ihrem erotischen Zauber. Es sind Odysseus' Freunde, die nach einem Jahr Schwelgerei zur Weiterfahrt drängen. Kirke empfiehlt Odysseus dringend, das Reich der Toten aufzusuchen, um dort von dem Seher Teiresias seine Zukunft, den Weg nach Hause zu erfahren. Odysseus segelt mit seinen Gefährten an den Rand des Okeanos-Stromes, an den Rand der Welt. Dort opfert er an einer von Kirke angegebenen Stelle. Das Blut des Opfertieres lockt die Seelen der Verstorbenen an. Als erstes erscheint Elpenor, ein Gefährte des Odysseus, der auf der Insel der Kirke bei einem Gelage im Vollrausch zu Tode stürzte und nun Odysseus um eine würdige Bestattung bittet. Dann erscheint der Seher Teiresias. Er warnt, dass man auf Thrinakia, der Insel des Sonnengottes, ja keine der dortigen Rin-

der verzehren soll. Falls man dies täte, würde Odysseus allein und auch sehr spät nach Hause kommen. Dann erscheint die Mutter des Odysseus und berichtet, wie treu ihm Penelope sei. Das kann Agamemnon von seiner Frau nicht sagen: Der Heerführer der Griechen vor Troja erzählt, wie er nach seiner Heimkehr durch seine Frau Klytämnestra und ihrem neuen Liebhaber zu Tode kam. Neben vielen anderen berühmten Verstorbenen sieht Odysseus auch Achill, der gerne seinen Ruhm unter den Toten, also in der Geschichte, mit einem einfachen, ruhmlosen Leben auf der Welt tauschen würde.

DIE DROGE MUSIK

Von dem Ausflug an den Rand der Unterwelt kehren Odysseus und seine Gefährten zur Insel der Kirke zurück. Sie bestatten Elpenor. Kirke bleibt dem Abschied nehmenden Odysseus in Liebe verbunden: Sie weist ihm den Weg, warnt ihn vor den Sirenen, vor Skylla und Charybdis und der Insel mit den Herden des Sonnengottes. Die Sirenen sind gefährlich. Es ist nicht nur der Zauber ihres Gesangs, der die Schiffer anzieht, es ist auch der Inhalt: Die Sirenen besingen die Vergangenheit des Zuhörers. Wer ihnen lauscht, vergisst die Zukunft. Wer ihren Gesang erhört und auf ihrer Insel landet, ist des Todes. Odysseus will den betörenden Gesang über seine Taten hören, ohne ihm zum Opfer zu fallen. Er verstopft die Ohren seiner Gefährten mit Wachs und lässt sich an den Mastbaum binden. So passiert das Schiff die Insel der Sirenen: Die Gefährten hören nichts, während Odysseus von der Schönheit des Gesang fast vergeht. Sein Schreien an seine Freunde trifft auf taube Ohren.

RINDERFREVEL UND SEINE FOLGEN

Bei der Durchfahrt durch eine Meerenge lauert auf einer Seite Skylla (>Hündin<), auf der anderen Charybdis (>Meeresstrudel<). Sechs Gefährten raubt ihm das Hundescheusal bei der Durchfahrt. Wenig später zwingen ungünstige Winde Odysseus auf der Insel Thrinakia zu landen und zu bleiben. Ein Monat vergeht. Die Vorräte gehen zur Neige. Die Gefährten müssen ihm schwören, sich nicht an den Rindern zu vergreifen. Umsonst. Als er sie bei einem Gebetsgang nicht überwachen kann und zudem vom Schlaf überwältigt wird, schlachten sie aus Hunger die schönsten Rinder. Der Sonnengott fordert von Zeus Rache für diesen Frevel. Als das Schiff wieder auf hoher See unterwegs ist, kommt ein Sturm auf. Ein Blitz des Zeus trifft das Schiff. Alle ertrinken, nur Odysseus kann sich, auf dem Kiel des gekenterten Schiffs reitend, aus den Wellen retten. Auch den Strudel der Charybdis übersteht er, indem er sich an einen schwimmenden Feigenbaum klammert.

GESCHICHTEN VON LOYALITÄT UND VERRAT

Mit letzten Kräften erreicht er die Insel der Kalypso. Nachdem er nach seinem jahrelangen Aufenthalt bei Kalypso, wie oben erzählt, das Land der Phäaken erreicht, ist Odysseus

gerettet. Zwar ist die liebenswerte Prinzessin Nausikaa für Odysseus eine letzte große Versuchung und ihr Vater hätte Odysseus gerne als Schwiegersohn gesehen, aber der Held lässt sich jetzt nicht mehr aufhalten. Die Erzählung von seiner Irrfahrt und die Kraft seiner Rede haben die Phäaken so tief beeindruckt, dass König Alkinoos ihm nicht nur ein sicheres Geleit nach Ithaka zusichert, sondern ihn auch reich beschenkt. Selig träumend wird Odysseus auf einem Boot der Phäaken aus dem »Nimmerland« nach Ithaka gebracht. Dort angekommen, tragen sie den Schlafenden und die ihm zugeordneten Schätze ans Land. Als er am nächsten Morgen aufwacht, erkennt er seine Heimat nicht. Aber Athena hilft in Gestalt eines jungen Schafhirten. Als erstes birgt man die wertvollen Geschenke in einer Höhle. Dann nimmt Odysseus, der vor kurzem so hoch geehrte Gast der Phäaken, eine neue Rolle an: Es spielt einen Bettler. So verkleidet sucht er den alten Freund Eumaios, den Leiter der Schweinefarm, auf. Der erkennt ihn nicht. Ins Haus des Eumaios kommt, von Athena geleitet, Telemach. Odysseus gibt sich ihm zu erkennen. Vater und Sohn hecken den Plan zur Vernichtung der Freier aus, die seit Jahren um Penelope buhlen. Nach zwanzig Jahren betritt Odysseus als Bettler wieder seinen Palast. Am Eingang liegt sein alter Hund Argos. Er erkennt seinen Herrn, kann sich aber nicht mehr aufrichten. Er wedelt nur noch mit dem Schwanz und stirbt. Da der Bettler behauptet, ein alter Freund des Odysseus zu sein und neue Nachrichten von ihm hätte, wird er auch von Penelope empfangen. Sie erkennt ihren Mann nicht.

Das nächtliche Blutbad, in dem Odysseus, Telemach und einige Getreue die Freier niedermetzeln, erlebt Penelope nicht mit. Als am nächsten Morgen Odysseus, frisch gebadet und gut gekleidet, ihr die Aufwartung macht, zweifelt Penelope noch immer an seiner Identität. Sie stellt ihn auf die Probe und bemerkt, dass ihr Ehebett umgestellt werden könne. Wie kann das gehen, meint Odysseus, da er doch selbst es aus dem Stamm eines dort gewachsenen Ölbaumes unverrückbar gezimmert hat. Das war ein Geheimnis, das nur Penelope und ihr Mann kannten. Odysseus erklärt Penelope noch, er müsse bald noch eine Reise unternehmen, um Poseidon zu versöhnen, dann ziehen sie sich ins Bett zurück. Er ist jetzt zu Hause.

Professor Dr. Raimund Wünsche war bis 2011 Direktor der Glyptothek und der Staatlichen Antikensammlungen in München.

Auswege

Dozenten-Umerziehung

Text: Volker Rieble

IN AVISO HEFT 3/2012 habe ich über den skurrilen Fall einer Kölner Mathematiklausur für künftige Lehrer berichtet, denen selbst gymnasiale Mittelstufenkenntnisse Überforderung gewesen sind. Dahinter verbirgt sich eine andere Geschichte, die beleuchtet, weshalb es zu den nun auch vom Wissenschaftsrat beanstandeten Kuschnoten kommt.

Kurs und Klausur

Jener fachwissenschaftliche Grundkurs Mathematik für Pädagogikstudenten des ersten Semesters wurde gehalten von Dr. Anca Popa, einer Regensburger akademischen Rätin an der Fakultät für Mathematik der Universität Regensburg. Frau Popa hatte sich in Regensburg für das Wintersemester 2011/12 beurlauben lassen, um eine Vertretungsprofessur in Köln am Seminar für Mathematik und ihre Didaktik der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät wahrzunehmen. Berichtet hatte ich, dass die Klausur »katastrophal« ausgefallen ist: Von 305 Teilnehmern haben 21 (6,9%) die Hälfte der maximal möglichen 52 Punkte überschritten und hatten bestanden. Diese Hürde verfehlt hatten 93,1% und waren durchgefallen. Erschreckend: 76 »Studierende«, also 31% blamierten sich mit 5 oder weniger Punkten, blieben also unterhalb der 10-Prozent-Leistungsmarke. Ob die Klausur schwer war oder nicht, kann ich nicht beurteilen. David Kriesel verweist in seinem Blog darauf, dass 30 Punkte – mehr als zum Bestehen nötig gewesen ist – mit einfachen Rechen- und Textaufgaben erzielt werden konnten. Für »Hammerfehler« gab es zwei Maluspunkte. Zur Hilfestellung hatte Frau Dr. Popa eine »Übungsklausur« in Netz gestellt, die dieselben Aufgabentypen enthielt, so dass die Studenten hätten wissen können, was auf sie zukommt und was ihnen abverlangt wird. Indes hat nur ein Bruchteil der Studenten diese Übungsklausur bearbeitet und abgegeben. In der zweiten, vereinfachten Nachklausur bestanden dann weitere 79 Teilnehmer. Damit

haben insgesamt 100 Teilnehmer bestanden, also 32,8%. Dies und umfassende Bemühungen der Dozentin um einen Lernfortschritt sind in der Stellungnahme der Fakultät vermerkt.

Aufstand und Ukas

Schon nach der »katastrophalen« ersten Klausur und also ohne das Ergebnis der zweiten Klausur abzuwarten, brachen Wut und Enttäuschung unter den Studenten aus: Sie richteten sich aber nicht autoaggressiv gegen sich selbst (was angebracht gewesen wäre) oder gegen die eigene Schule, deren Testat einer Hochschulzugangsberechtigung irreführend wirkte, sondern zielgerichtet gegen die Dozentin. Eine so hohe Durchfallquote kann doch nie an den Teilnehmern liegen?

Die Studenten probten den Aufstand nahmen den Weg über die Öffentlichkeit: Frau Popa wurde in den Medien gegrillt – meist ohne Nennung ihres Namens, etwa im Unispiegel, im Kölner Stadtanzeiger. Im wdr-Hörfunk und im Deutschlandfunk geschah das mit voller Namensnennung. Die Stellungnahme von Frau Popa erhellt die diffamierende Tendenz. Manche Studenten haben sich ihrerseits namentlich öffentlich geäußert, so die unglaubliche Mona Morschel. Im Kölner Stadtanzeiger brillierten die Erstsemester-Studentinnen Simone Kijewski und Nina Röhn mit Vorschlägen zu curriculum (Studium soll Freude vermitteln) und Prüfung (Uni legt Steine in den Weg). Ihre Frage »Wie kann es sein?« ließe sich auf deren eigenen Erwartungshorizont rückbeziehen. Oder auf den Umstand, dass die stoffähnliche Übungsklausur kaum genutzt worden ist, die Studenten also Vorbereitungsangebote nicht wahrgenommen haben.

DAS NRW-MINISTERIUM für Innovation und anderes reagierte auf die Presseberichte schnell: Mit Schreiben vom 6.3.2012 (Aktenzeichen 411.7.04.01.03.05) wird der Pressebericht aufgegriffen und inquisitionsähnlich gebeten um »kurzfristige Stellungnahme, insbesondere zu den konkret gegenüber Frau Dr. Popa erhobenen Vorwürfen und den möglichen negativen Punkten in Aufgabe 5 der Klausur. Insbesondere bitte ich um Bericht, wieso eine so hohe Abweichung von der Normalverteilung nach Gauß belastbar gerechtfertigt sein soll«. Noch ohne Antwort und damit ohne Detailkenntnis hat das Ministerium schon eine Empfehlung für die zweite Klausur parat: »Ich empfehle aufgrund des Ergebnisses der 1. Klausur sorgfältig zu prüfen, ob die Anforderungen der 2. Klausur ausreichend berücksichtigen, dass insbesondere Studierende an der Klausur teilnehmen, die ein Lehramt im Bereich der Primarstufe anstreben.« Der Jurist

in mir ist geneigt, auf die Unterschiede zwischen Fach- und Rechtsaufsicht hinzuweisen und auf die verfassungsrechtlich garantierte Autonomie der Hochschule. Der Pragmatiker erkennt: Solche Hinweise hätten ohnehin keine Wirkung.

Universitätsinterne »Korrekturwünsche«

Wiewohl die in mühsamer Kleinarbeit und mehrfacher Redaktion verfasste amtliche Stellungnahme der Kölner Fakultät sich angemessen vor die Dozentin stellt, gab es selbstredend fakultätsintern auch andere Reaktionen. Mir liegen E-Mails an Frau Popa vor, in denen sie darum gebeten wird, das Klausurergebnis zu glätten. Ein harmloserer Vorschlag lautet: »konstruktiv so vorgehen, die Bestehensgrenze auf 40% der Maximalpunktzahl abzusenken«. Im übrigen sei es in Köln »üblich, dass wir die Bestehensgrenze dem Ergebnis anpassen«. Die konkrete Forderung, dass 2/3 bis 3/4 der Teilnehmer bestehen mögen, hätte die Bestehensgrenze sogar auf 10 bis 20% der erreichbaren Punktzahl abgesenkt: Eine härtere Demontage des eigenen Bildungsanspruches kann keine Fakultät liefern. Bayerische Schulbehörden sollten dies bei der Einstellung nordrhein-westfälischer Bewerber bedenken!

AN DER INTERNEN Kommunikation fällt auf: Um fachliche Aspekte geht es nie. Welche Mathematik-Kenntnisse muss ein Erstsemester dieses Studienganges vorweisen? Immer nur sind all die Amtsträger besorgt um den Konflikt. Deeskalation, Situation deutlich entspannen, Presse beruhigen, kein Öl ins Feuer gießen. Das kann man alles verstehen. Erstaunlich aber bleibt, dass die Taktik der Studenten, über Presse und Ministerium Druck auf die Fakultät auszuüben, durch Pöbeleien und Hetze einzuschüchtern, letztlich aufgeht.

Von den Nachfolgekursen wird berichtet, dass sie wunschgemäß ausfallen. Eine Studentin schreibt: »Ich habe gehört, dass viele Mathe bestanden haben, sogar die, die kein Mathe konnten. Aber wie Herr [Dozent] das gemacht hat, weiß ich leider nicht.« In der Tat läge darin der eigentliche Skandal: Dass der öffentliche Aufschrei zu kuscheligen Klausuren mit angenehmen Anforderungen und sozial verträglichen Bestehensanforderungen führt. Nur: Wer wollte das öffentlich skandalisieren?

Belastung der universitas

Universität ist die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. In ihr treten immer wieder Spannungen auf, und zwar gerade dann, wenn Leistungsanforderungen und

Leistungsbereitschaft (oder -fähigkeit) einander nicht entsprechen. Traditionell werden solche Unstimmigkeiten universitätsintern geklärt. Eben hierzu dient auch die studentische »Mitbestimmung«, also die Vertretung der Studenten in den Organen der Fakultät, außerhalb Bayerns auch die verfasste Studentenschaft, schließlich das Amt des Studiendekans: Wie im Arbeitsleben so soll auch hier der Konflikt intern bereinigt werden – durch Partizipation.

Die moderne Mediengesellschaft schafft einen erheblichen Anreiz, solche Konflikte in die Öffentlichkeit zu tragen, weil sie das Skandalisierungsbedürfnis der Öffentlichkeit bedienen: Die Universität wird zum Dschungelcamp, Leser ergötzen sich an der medialen Hinrichtung derjenigen Lehrperson, die mit ihren Prüfungsmaßstäben soziale Kälte beweist. Studenten können – wenn sie das wollen – mediales Mobbing an unliebsamen Lehrpersonen ausleben. Rechtlich ist den Dozenten nicht zu helfen. Richtig betont der Bundesgerichtshof in seiner Spickmich.de-Entscheidung, dass Lehrer nicht verhindern können, dass ihr Unterricht in der Öffentlichkeit bewertet und diskutiert wird. Lehrer genießen kein Recht auf Anonymität. Die Meinungsfreiheit setzt sich durch – und damit auch das netztypische empörungspöbelnde Grundrauschen. Das ist hinzunehmen. Allerdings müssen sich diejenigen Studenten, die sich unqualifiziert öffentlich äußern, dann auch gefallen lassen, dass sie ihrerseits identifiziert und in ihrer infantilen Kritik gegenkritisiert werden.

SELBSTRENDEND KÖNNEN Prüfungsmaßstäbe hart und überzogen sein. Nur war das in Köln nicht der Fall, wie David Kriesel in seinem Blog eingehend erklärt. Eine hohe Durchfallquote beweist nicht, dass die Prüfung ungerecht gewesen ist. Prüfungen dienen nicht dem Wohlgefühl der Teilnehmer, sondern sollen erstens Wissensdefizite ermitteln und zweitens durch das Scheitern der Durchgefallenen dafür sorgen, dass der spätere Beruf auch mit den erforderlichen Kenntnissen betrieben wird. Hier geht es gar um das Lehramt, für welches das Staatsexamen jedenfalls in der Theorie qualitätssichernde Funktion zum Schutz der Kinder bewirken soll. Wohlfühlstudiengänge und Wohlfühlprüfungen werden uns andere Lehrer bescheren als eine leistungsorientierte Ausrichtung.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, dass auch 90% eines Semesters in einer Einzelklausur durchgefallen (es gibt ja und so auch hier meist eine zweite und gelegentlich eine dritte Klausur). Das kann bei dem Abprüfen von Grundwissen gerade auch an den Schulen liegen, wenn diese ihrerseits

mathematischen Wohlfühlunterricht und womöglich keine ernsthaften Prüfungen bieten. Oder wenn sie der Landespolitik folgen, die möglichst jeden mit Abitur ausstatten will. Eine Lehrerin aus NRW berichtet, dass ihr Schuldirektor für das Abitur eine optisch brauchbare Bestehensquote für Migrantenkinder »angeregt« habe. Das für technische Fächer unverzichtbare Vorwissen schwindet, wie Untersuchungen zeigen. Das müsste auch das Innovationsministerium NRW wissen, weil man es in der Zeitung nachlesen kann und weil es dazu wissenschaftliche Untersuchungen gibt.

Wo mathematische Eingangstests praktiziert werden, fallen ohne weiteres auch mal 90% durch. Allerdings wird das als misslich nur empfunden, wenn die Ingenieurausbildung darunter leidet. Die RWTH Aachen wird das Prüfniveau nicht absenken – kann aber den Gescheiterten empfehlen, doch Lehramt in Köln zu studieren. Vermutlich könnte ein Bildungssoziologe bei den überwiegend weiblichen Lehramtsstudenten auch eine größere »Empfindlichkeit« als bei den überwiegend männlichen Ingenieursstudenten feststellen. Das verlangt nach durchgeenderten curricula und Leistungsanforderungen. Frau Popa hat langjährige Erfahrungen als Mathematikdozentin in Flensburg und Regensburg – gerade mit Lehramtsstudenten. Bislang war sie nicht negativ aufgefallen, im Gegenteil positiv »evaluiert«. Köln war also der Ausreißer. Könnte es an Köln und den dortigen Studenten liegen?

GRUNDSÄTZLICH IST ES nicht Aufgabe der Universität, Defizite der Schule auszugleichen. Das kann sie auch nicht leisten. Fordern Hochschulen ein mathematisches Vorsemester für technische Studiengänge, wird nur der darin liegende Vorwurf an die Schulen »entschieden« zurückgewiesen; auf das Problem geht niemand ein. Im Kölner Fall kommt hinzu: Effektive Vorbereitungs- und Begleitangebote (Übungsklausur und Tutorium) wurden kaum wahrgenommen – offenbar hat das Semester die Veranstaltung kollektiv als »weniger wichtig« gewertet. Das kann auch daran liegen, dass mit

Frau Popa eine Vertretungskraft vorne stand. Organisationspsychologisch schiene ein Forschungsvorhaben interessant, welche Faktoren Studenten eines Semesters zur kollektiven Lernignoranz verleiten können.

»Bestrafe einen, erziehe hundert«

Nun lässt sich darüber nachdenken, inwieweit eine Wissenschaftseinrichtung, die in der Forschung der Wahrheitssuche und in der Lehre der Wahrheitsvermittlung verpflichtet ist, glaubwürdig bleiben kann, wenn sie Studenten das ernsthafte Maß erforderlichen Fachwissens verschweigt – oder noch besser: in der Prüfung einen nicht bestehenden Erfolg simuliert: Sozial gebotene Lüge und Täuschung gegenüber Studenten – damit diese nicht den Ernst ihrer eigenen Lage erkennen müssen? Wer in diese eher grundsätzliche Richtung denkt, verfällt dem Lamento, welches nur in der Musik gefallen kann, im übrigen das Gemüt trübt.

HANDFESTER SIND DIE erwartbaren Folgewirkungen. Mit Mao gilt: »Bestrafe einen, erziehe hundert«. Mich erreichten einige Zuschriften von Mathematik-Dozenten für die unterschiedlichsten Fächer, die übereinstimmend berichten, dass der Missstand bekannt sei, harte Maßnahmen unerwünscht wären, weswegen der Trend zur Anpassung (= Absenkung) der Prüfanforderungen an die kollektiv geminderte Leistungsfähigkeit einziger Ausweg sei. Das netzöffentliche Dozentenmobbing im Fall Popa mit allerlei gehässiger Tatsachenverdrehung hat genau diesen Erziehungseffekt: Warum soll sich ein Dozent Ärger und Konfrontation durch strenge Leistungsmaßstäbe aufhalsen? Muss nicht gerade der akademische Rat oder Privatdozent fürchten, nach solcher Skandalisierung keine Anschlussbeschäftigung und keinen Ruf mehr zu erhalten? Ist es da nicht besser, in »sozialer Geschmeidigkeit« den Studenten zu geben, was diese wollen – nämlich den leichten Prüfungserfolg – und das »Maß nehmen« anderen Prüfungen, dem Examen oder gar dem Leben zu überlassen? Und welche Folgen hat das für die innere Einstellung einer Lehrkraft? Wie wird sie Studenten sehen, welche Wertschätzung ihnen entgegenbringen, wenn Lehre unter Verzicht auf fachgerechte Leistungsanforderungen stattfindet? Im besten Fall entwickelt der Dozent eine sozialbetreuerische Einstellung, die aber die prinzipielle Gleichberechtigung in der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden leugnet, letztlich Studenten nicht mehr ernst nimmt, sondern als Versorgungsfall abarbeitet. Und sein eigenes wissenschaftliches Streben abkoppelt, die Einheit von Forschung und Lehre aufgibt. Im schlechtesten Fall verliert der Dozent den Wissenschaftler-Ehrgeiz und wurstelt nach innerer Kündigung im Apparat so vor sich hin. Insofern ist es seltsam, dass der Wissenschaftsrat sich um Kuschelnoten sorgt und das kuschelige Bestehen nicht in den Blick nimmt. Der im Kölner Fall sichtbar gewordene Irrweg legt das nahe.

Volker Rieble lehrt Arbeitsrecht und Bürgerliches Recht an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



KULTUR

GESELLSCHAFT

ÖKOLOGIE

TECHNIK

Für ein lebendiges Bayern.

www.eon-bayern.com

e-on | Bayern

MIT DEM NAVI IN DEN URWALD

ZEICHEN EINER SICH ANBAHNENDEN
VERTRAUENSKRISE?



Text: Toni Schmid

Die Älteren unter Ihnen, liebe Leser (die »Leserinnen« übergehen wir ausnahmsweise an dieser Stelle, weil Frauen bekanntlich nicht »älter« werden), können sich vielleicht noch daran erinnern, wie das früher war: Am Steuer des Kraftwagens saß der Mann, der »mit nervichter Hand« wie einst Homers Odysseus das Fahrzeug durch die Untiefen des Verkehrs lenkte. Auf der Beifahrer-Position: die Gattin, die Straßenkarte über die Oberschenkel ausgebreitet. Sie gab die Richtung vor: links, rechts, geradeaus; na gut, hin und wieder korrekturhalber rückwärts. Das Problem dabei: So wie Männer bei der Verteilung der Rot-Grün-Blindheit ungefähr zehnmal so häufig bedacht wurden wie Frauen, haben erstaunlich viele Frauen quasi zum Ausgleich im Laufe der Evolution eine handfeste Rechts-links-Schwäche entwickelt. Erfahrene Ehemänner sind dennoch nicht vom rechten Weg abzubringen: auf das Kommando »rechts« biegen sie, ohne auch nur eine Nanosekunde zu zögern, nach links ab. Sie wissen um den Unterschied zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten! In diesem Punkt unterscheiden sich Männer und Frauen übrigens kaum.

Der angelsächsische Sprachraum kennt für solche Phänomene die pragmatische Regel »If it works, don't fix it.« Daraus kann man schließen, dass der Erfinder des Navi entweder nicht dem angelsächsischen Sprachraum entstammt – oder man-

gels einer Beifahrerin meistens allein im Auto saß. Was dem erfindenden Mann – und um einen solchen muss es sich auf Grund der Faktenlage handeln – zunächst dazu einfiel, war eine sympathische, wenn auch leicht synthetische weibliche Stimme, die die alarmierende Aufforderung »Wenn möglich, bitte wenden« so völlig vorwurfsfrei, ja mit einem warmherzigen Unterton von Verständnis und engagierter Hilfsbereitschaft erklingen lässt, dass man ganz sicher sein kann, an dem gerade anhebenden Chaos um einen herum völlig unschuldig zu sein. Früher war es genau umgekehrt: Kein Chaos in Sicht, dafür eine völlig enervierte Beifahrerin! Verkehrspolitisch ist das vielleicht diskussionswürdig, aber mit Blick auf Wohlbefinden und psychische Stabilität des Autofahrers unbedingt zu begrüßen.

Kein Wunder, dass Navi-Benutzer in ihrem Sozialverhalten bald eine ganz andere Entwicklung nahmen als solche mit navigierenden Beifahrerinnen. »Liebe zum Navi macht blind«, warnten die Stuttgarter Nachrichten schon vor zwei Jahren besorgt. Von einem »Vertrauensverhältnis« zwischen Fahrer und virtueller Beifahrerin sprechen in diesem Zusammenhang Psychologen und Verkehrsexperten und warnen besorgt, auch in solchen Beziehungen sei eine gesunde Portion Misstrauen angebracht. Und, wie wir gleich sehen werden: gerade in solchen Beziehungen!

Wohin mangelndes Misstrauen führt, ist nämlich nicht mehr zu übersehen. Wenn schwedische Touristen bei ihrer Urlaubsreise im norditalienischen Carpi landen statt auf der

bekanntlich ein Stück weiter südlich gelegenen Insel Capri, so kann man das noch mit menschlichem Versagen erklären: In Pädagogenkreisen spricht man hier von Legasthenie, und es darf bezweifelt werden, ob die auf dem Markt erhältlichen Navigationssysteme schon so ausgereift sind, dass sie diese Kulturtechnik beherrschen. Gerade im abgelaufenen Jahr häuften sich allerdings Berichte über Navigationsgeräte, die ihre vertrauensseligen Besitzer ohne deren Zutun in die Irre führten.

BEISPIEL 1

ereignete sich in Baden-Württemberg. Zitat aus dem Schwäbischen Tagblatt vom 29. Februar 2012: Auf Navi verlassen – im Wald steckengeblieben

Gaildorf. Ein nicht alltäglicher Hilferuf erteilte die Polizei am Dienstag. Kurz vor 22 Uhr meldete sich ein Autofahrer. Der Mann gab an, dass er nicht wisse, wo er sei. Eigentlich, so der Hilfesuchende, wollte er von Crailsheim nach Eutendorf. Dabei habe er sich auf sein Navi verlassen. Bei Winzenweiler führte ihn das Navi in den dortigen Wald. Letztendlich blieb er dann auf einem unbefestigten Weg stecken. Die Polizei erwies sich als wahrer Freund und Helfer. Trotz der unpräzisen Angaben konnten die Ordnungshüter den ungefähren Ort des Mannes schnell eingrenzen. Ein zu Hilfe gerufenes Abschlepp-Fahrzeug musste indes aufgeben. In dem unwegsamen Gelände schaffte es der Abschleppdienst nicht einmal bis in die Nähe des Steckengebliebenen. Schließlich hatte ein Landwirt aus Winzenweiler mit seinem Traktor Erfolg. Interessant an diesem Fall wäre vor allem die Antwort auf die Frage: Ab etwa welchem Moment regten sich bei dem Fahrer erste Zweifel, ob ihn sein Navi wirklich nach Eutendorf dirigieren wollte?

FALLBEISPIEL 2

führt uns nach Hessen. Die Hessische/Niedersächsische Allgemeine meldete am 12. Januar 2011: Trucker wollte sich auf sein Navi verlassen und landete im Wald.

Gittersdorf. Eine wahre Pechsträhne hatte in den frühen Morgenstunden der Fahrer eines 40 Tonnen Lastzuges aus Borken. Sein Ziel war das Gelände einer Spedition in Neuenstein. Den Weg kannte er nicht, darum verließ er sich völlig auf sein Navigationssystem und landete prompt in einem Wald zwischen Gittersdorf und der Langen Heide. Verwunderlich nur, dass er auch nicht stutzig wurde, als er an zwei Verbotsschildern für LKWs und einem Schild mit der Begrenzung auf 7,5 t vorbei fuhr. Als er seinen Irrtum bemerkte, war er schon mitten in einem Wald. Bei dem Versuch, an einer Weggabelung den Laster mit Anhänger zu wenden, fuhr er sich dann natürlich auch fest. Nach einiger Zeit und mit Hilfe der Polizei, die sich bei der Hilfsaktion auch mit dem Streifenwagen festfuhr, wurde der Laster von einem Holzrucker frei gezogen.

Foto: www.derfinfo.de

BEISPIEL NUMMER 3

ist auch deshalb bemerkenswert, weil es beweist, dass nicht nur allein fahrende Männer Opfer ihrer Navis werden. Eine dpa-Meldung vom 5. November 2008:

Navi führt Frischvermählte in den tiefen Wald. Das blinde Vertrauen in das Navigationsgerät ihres Autos hat einem Brautpaar aus Hamm in Nordrhein-Westfalen die halbe Hochzeitsnacht tief im dunklen Wald beschert statt im schönen Flitterwochenhotel. So tief, dass die Polizei ganze zwei Stunden suchen musste, um die verzweifelt Verirrten zu finden. Statt zu ihrer gebuchten Herberge im hessischen Willingen ließen sich die Jungvermählten am Dienstagabend von dem unromantischen Gerät über kaum befahrbare sauerländische Waldwege bis kurz vor den Gipfel des Langenberges dirigieren. Der misst immerhin 840 Meter über dem Meeresspiegel. Als das Navi trotz einer geschlossenen Schranke die Weiterfahrt forderte, blieb der Bräutigam beim Versuch, das Hindernis zu umfahren, mit dem Kleinwagen stecken. Das Paar rief dann doch die Polizei, die erst nach zweistündiger Suche im dunklen Wald anhand der Koordinaten des Navigationsgerätes auf die Brautleute stieß. Immerhin: Dass sich die Koordinaten des Geräts als zutreffend erwiesen, mag man als einen Versuch der Wiedergutmachung seitens des Navi werten!

DER LETZTE FALL

ereignete sich in Bayern. Zitat aus der Frankenpost vom 12. November letzten Jahres: Navi schuld: Autofahrerin verirrt sich im Wald.

Bischofsgrün – Navigationssysteme leiten Autofahrer immer wieder an die falschen Orte. In Bäche und Wiesen zum Beispiel. Jetzt ist eine Frau im Landkreis Bayreuth Opfer der modernen Technik geworden. Auch sie hatte sich auf ihr »Navi« verlassen und landete prompt mitten im Wald in einem Straßengraben, stieß dort gegen einen Baum und verletzte sich leicht. Wie die Polizei am Sonntag mitteilte, verlor die 50-Jährige nahe Bischofsgrün vollkommen die Orientierung und rief die Polizei. Nachdem eine Handy-Ortung und eine Suchaktion mit dem Hubschrauber erfolglos blieben, fand schließlich die Bergwacht die Frau. Sie war ausgestiegen und zu Fuß unterwegs. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht. Ihr Auto war zunächst nicht aufzufinden. Soweit vier von mittlerweile zahllosen im Internet dokumentierten Fällen. Sie lassen Fragen offen. Etwa, ob hinter dem effektiv unfreundlichen Verhalten solcher Navigationsgeräte eine Absicht steht. Reagieren sie auf etwas, das sie missbilligen? Eine Art Protest? Bei einem Blick auf unsere vier Fälle ist ferner festzustellen, dass es eine besondere Affinität von Navigationsgeräten und Wald zu geben scheint. Das lässt immerhin einen praktischen Rat angezeigt erscheinen: Liebe Leser, sollte Sie Ihr Navi jemals in einen Wald leiten wollen und Sie sind nicht zufällig Förster – tun Sie's besser nicht!

Toni Schmid ist Leiter der Kunstabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst.



AVISO EINKEHR
HOTEL KAISERIN ELISABETH IN FELDAFING



Freitod ihres Sohnes Rudolf im Jahr 1889 war aus Elisabeth eine unglückliche, misstrauische Frau geworden. Das machte sich auch bei ihren Feldafinger Sommerfrischen bemerkbar. Das königliche Innenministerium musste ihr stets zwei Kriminalbeamte zur Seite stellen, auf ihren Ausritten trug sie einen Revolver, und wenn sie sich tatsächlich noch auf einen Spaziergang machte, verbarg sie ihr Gesicht mit einem Schirm, in dem ein Spiegel angebracht war – die Kaiserin witterte von jeder Seite Gefahr. Dass sie im September 1898 tatsächlich in Genf Opfer eines Attentats wurde, konnte auch ihre Vorsicht nicht verhindern.

GOTT SEI DANK können heutige Gäste ohne größere Vorsichtsmaßnahmen den Starnberger See und das Hotel »Kaiserin Elisabeth« genießen. Sie finden ein Haus, in dem Denkmalschutz, Geschichtsbesusstsein, Sinn für Gastronomie und Gastfreundschaft in erfreulicher Weise ineinander greifen.

Dr. Norbert Göttler ist Kulturliebhaber als Publizist, Schriftsteller und Fernsehregisseur bekannt. Seit 2012 ist er Bezirksheimatpfleger von Oberbayern.

Text: **Norbert Göttler**

WENN SICH DIE Nachmittagssonne auf die Südterrasse legt und die ersten Gäste zum Tee eintreffen, wartet man unwillkürlich darauf, dass Thomas Mann in weißem Leinenanzug um die Ecke schlendert und sich von seinem literarischen Schaffen im benachbarten »Villino« erholen will. Im Feldafinger »Hotel Kaiserin Elisabeth« scheint die Zeit bisweilen still zu stehen und tiefe Einblicke in die bayerische Geschichte zuzulassen. Aber nicht der extravagante Schriftsteller hat dem Haus seinen Namen gegeben, sondern die nicht minder extravagante österreichische Kaiserin Elisabeth, die ja bekanntlich als »Sisi« im nahen Wittelsbacher-Schloss Possenhofen eine glückliche Kindheit verbracht hat. Um ihrer Mutter, Herzogin Ludovika, wenigstens gelegentlich nahe zu sein, verbrachte die spätere österreichische Kaiserin vierundzwanzig Jahre lang, meist im Juni und Juli, ihre Sommerfrischen in Feldafing. Quartier nahm sie zunächst im Pfarrhof, dann aber im größten Hotel des damals noch sehr bäuerlichen Ortes. In der Chronik des Oberlehrers Kistler heißt es: »Die Kaiserin kam stets in Begleitung von Prinzessin Valerie, in einem Extrazug, mit dem auch 15-18 Pferde und mehrere Equipagen mitgeführt wurden. Das Gefolge bestand meist aus fünfzig Personen, Beamten und Dienerschaft. Die Ankunft der Kaiserin wurde ein paar Tage vorher gemeldet. Kaum war dies publik geworden, war die

gesamte Einwohnerschaft wie elektrisiert und bereitete sich sofort zum festlichen Empfang vor. War sie doch stolz darauf einen so hohen Gast in ihren Mauern zu beherbergen!«

Übrigens hat sich das Hotel den Namen »Kaiserin Elisabeth« nicht einfach so angeeignet! Im Jahr 1905 hat das Hofmarschallamt in Wien allergnädigst seine Erlaubnis dazu erteilt. Seither ist das Hotel in Familienbesitz! Der stattliche viergeschossige Langbau mit seiner großen Südterrasse und dem 1900 errichteten Bedienstetenbau ist bis heute ein denkmalgeschütztes Prunkstück in der langen Reihe prächtiger Villen des Starnberger Sees. Es wurde 1854 erbaut und ist seither mehrfach – 1874, 1900 und 1920 – umgebaut und ergänzt worden. Diese Modernisierungen hatten zur Folge, dass das »Kaiserin Elisabeth« zwar immer noch ein historisches Ambiente ausstrahlt, aber doch den Ansprüchen des modernen Gastes entgegenkommt, zumal ein Konferenzpavillon mit allen technischen Raffinessen ausgestattet wurde und neuerdings auch Tagungsgäste anlockt. Die Küche bietet internationale, aber auch regionale Gerichte. Einheimische Fische aus dem nahen See wie Saibling und Renke sind besonders gefragt, aber auch historische – auch von »Sisi« bevorzugte – Köstlichkeiten wie Kalbsvöglerl und Bries. Auf Wunsch kann sich eine Gesellschaft nach der original erhaltenen kaiserlichen Menüfolge degustieren. Weißes Porzellan, frische Blumen und erlesene Gläser bringen die Schätze der Küche erst so recht zur Geltung.

WER NUN ETWAS resigniert an seinen eigenen, durchaus »unkaiserlichen« Geldbeutel denkt und mit den Schultern zu zucken beginnt, der sei beruhigt. Die Preise für Unterkunft und Speisen entsprechen durchaus dem normalen Standard des Starnberger Sees. Erwähnenswert, dass

man auch für einen Tee oder Cappuccino, für ein Hörnchen oder ein Stück Kuchen willkommen ist, dass man sich jederzeit auf die Terrasse setzen und die atemberaubende Aussicht genießen kann. Das Karwendel-massiv in der Ferne vor Augen, schweift der Blick über den romantischen Hotelpark, der mit seinem alten Baumbestand nahtlos übergeht in die englisch anmutende Uferlandschaft des Sees. Eine 1905 von Karl Wilfert d. J. geschaffene Elisabeth-Büste, die bis 1925 im mondänen Karlsbad aufgestellt war, erinnert an die vielen Besuche der legendären Kaiserin.

MAN MUSS ES sich immer wieder bewusst machen: So zugänglich wie heute ist das Westufer des Sees nie gewesen! Seit die Familie der Wittelsbacher weite Flächen der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt hat, ist dort ein Naturpark erster Güte entstanden, der zu langen Wanderungen einlädt. Integriert ist die 18-Loch-Anlage des Golfclubs Feldafing, eine der schönsten und anspruchsvollsten in Deutschland. Zu Fuß ist auch die kleine Fähre erreichbar, die einen in wenigen Minuten zur Roseninsel hinüber bringt. Dort kann man nicht nur die Originalschauplätze der geheimen Treffen zwischen Elisabeth und ihrem unglücklichen Vetter, König Ludwig II. erkunden, sondern neolithische Pfahlbausiedlungen, die neuerdings als Weltkulturerbe internationalen kulturhistorischen Rang erworben haben.

Nebenbei, wer Bedarf hat: Im Gartensaal des kleinen Schlösschens auf der Roseninsel kann man sich auch trauen lassen. Ob man sich dann einem opulenten Mahl im »Hotel Kaiserin Elisabeth« zuwendet oder sich dort umgehend in das goldschimmernde Bett der originalen »Sisi-Suite« zurückzieht, ist natürlich jedermann selbst überlassen! Um nun aber kein allzu schillerndes Sisi-Idyll zu zeichnen: Spätestens seit dem

Wegbeschreibung

Von München kommend, Autobahn A 95 München-Garmisch bis Ausfahrt Starnberg. Am See entlang über Possenhofen nach Feldafing. Das Hotel ist 500m von der S-Bahnstation Feldafing (S6 Richtung Tutzing) entfernt.

Hotel Kaiserin Elisabeth
Restaurant – Terrasse – Bierstüberl
Tutzingener Straße 2 | 82340 Feldafing
Telefon 08157.93090
info@kaiserin-elisabeth.de
www.kaiserin-elisabeth.de

AVISO EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »AVISO EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

BILDER-WELTEN

DAS FOTOARCHIV DES BAYERISCHEN LANDESAMTES FÜR DENKMALPFLEGE

Text: Egon Johannes Greipl

»DAS BAYERISCHE LANDESAMT für Denkmalpflege ist die staatliche Fachbehörde für alle Fragen des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Aufgabe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist es, die fachgerechte Erhaltung und Erforschung der Denkmäler sicherzustellen. Das Landesamt beschafft, bewertet, bearbeitet und vermittelt alle hierzu notwendigen Informationen und setzt öffentliche Fördermittel ein.« So steht es in unserem Leitbild.

DENKMÄLER FÜR DIE EWIGKEIT?

Denkmalpflege hat also nichts mit Ästhetik, Gestaltung und Geschmack zu tun, sondern mit geschichtlicher Überlieferung, mit Information, Informationsvermittlung und Informationsanwendung. Im praktischen Umgang mit den Bau- und Bodendenkmälern geht es darum, prinzipiell vergängliche Dinge möglichst unverändert und möglichst lange materiell zu erhalten und zwar für die Rahmenbedingungen einer Zukunft, die wir ja nicht kennen. Diese Bedingungen bestehen in mentalen Gegebenheiten, in der gesellschaftlichen Verankerung der Erinnerungs- und Zeugniswerte, im politischen Gestaltungswillen, in den ökonomischen Ressourcen und schließlich in den rein technischen Kenntnissen und Möglichkeiten, wie die Materialien und Konstruktionen des Denkmals zu erforschen und zu erhalten sind.

WIR DENKMALPFLEGER WISSEN, dass alles, was wir eigentlich für alle Zeit unverändert erhalten wollen, der Veränderung und dem Vergehen ausgesetzt ist. Ein Spinnereigebäude wird verändert werden müssen, wenn es als Einkaufszentrum überleben soll. Der Austausch eines schadhafte Balkens im Dachtragwerk einer Kirche ist eine ebenso absichtliche wie notwendige Veränderung. Es gibt Fälle, wo Menschen mit Absicht Denkmäler zerstören: Im Krieg mit Bomben und im Frieden mit Baggern; dort, um die Identität des Feindes zu treffen, hier, um einen so genannten Schandfleck zu beseitigen und die Rendite eines Grundstücks zu erhöhen. Doch auch ohne eigentliche Absicht verschwinden die Denkmäler, wenn der Gebrauch sie abgenutzt hat, wenn die Steine verwittert oder die Hölzer verfault sind.

DENKMÄLER UND IHRE ABBILDER

Weil kein Denkmal auf ewig bleibt und auch nicht so bleibt, wie es ist, haben schon die ersten Denkmalpfleger versucht, das Flüchtige zu bannen. Sie zeichneten Ansichten, Schnitte und Grundrisse, vor allem aber benutzten sie die Möglichkeiten der Fotografie. Die *Amtsphotographen* traten mit ebenso umständlichen wie voluminösen Apparaturen insbesondere in Aktion, als man 1887 mit der planmäßigen Inventarisierung des bayerischen Denkmalbestandes begann. Man hatte zunehmend erkannt, dass die rein textliche Beschreibung der Denkmäler die Wirklichkeit nur sehr unzureichend wiedergeben konnte.



oben München-Haidhausen, Im Grafenwinkel (heute: Wolfgangstraße), um 1900.

Foto: Franz Paul Burgholzer.

daneben München, Heßstraße: Abbruch des Bayerischen Versorgungsamtes, 1989. Foto: Eberhard Lantz.

daneben Die Kutsche des Inventarisationsfotografen an der Straße nach Schwand, um 1905. Foto: Durmayr, Stadtsteinach.



Mit seinen bis weit in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Fotobeständen besitzt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege eines der bedeutendsten einschlägigen Bildarchive in Europa. Dieses Archiv ist das Denkmalgedächtnis Bayerns. Es bewahrt umfassende und zugleich letzte, oft einzige Informationen über Denkmäler, die im Krieg zerstört, im Frieden beseitigt oder bis zur Unkenntlichkeit verändert worden sind. Die Luftbilder der Bodendenkmäler zeigen Objekte, die durch Flächenfraß oder Bodenerosion schon untergegangen oder absehbar zum Untergang bestimmt sind.

BEEINDRUCKEND IST DIE vom und für das Landesamt für Denkmalpflege erzeugte *Bildüberlieferung*. Sie umfasst 1,2 Millionen Aufnahmen aus der Zeit vor 1970, darunter 100 000 Glasplatten-Negative (hier sind die 3100 Stereo-Fotografien eine besondere Kostbarkeit), 190 000 Filmnegative und 400 000 Positivabzüge. Die ältesten Fotografien stammen aus der Zeit um 1855. Sonderbestände sind 400 000 Dias und 1, 2 Millionen Luftbild-Dias mit Aufnahmen von Bodendenkmälern.

VERLORENE ZUSTÄNDE: VOR UND NACH DER ZERSTÖRUNG

Weit über die Hälfte der im Bildarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege virtuell vorhandenen Denkmäler sind in der Wirklichkeit verloren. Das alte Würzburg verglühte 1945 fast restlos im Feuersturm: Seine Denkmäler haben sich nur auf den 700 Seiten des genau 30 Jahre vorher erschienenen Inventarbands erhalten – und natürlich im Bildarchiv.

IN MÜNCHEN GINGEN im 2. Weltkrieg die beinahe gleichzeitig errichteten Häuser Schellingstraße 87–93 verloren und damit ein Rest von dem *München*, das *leuchtete*, wie Thomas Mann es in der Novelle »Gladius Dei« beschrieb. Der Immobilien-Spekulant Friedrich Trump hatte den international tätigen Passauer Historienmaler Ferdinand Wagner dafür gewonnen, die riesigen Fassadenflächen mit Huldigungsszenen an die bayerischen Herrscher zu bemalen. Kurz bevor die *Fürstenhäuser*, wie sie bald hießen, im Bombenhagel untergingen, entstanden noch fotografische Aufnahmen, auf denen man sogar die Splitterschutz-Einhausungen über den Kellerschächten erkennt. Diese Fotos sind alles, was von den *Fürstenhäusern* geblieben ist.

Das Bildarchiv des Landesamtes für Denkmalpflege enthält nicht nur die Dokumente des Zerstörten, sondern auch die Dokumente der Zerstörung selbst, deren Umfang wir uns heute kaum mehr vorstellen können. Mein Vorgänger Georg Lill führte als Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege von 1929–1950 die Behörde durch die schwierige Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges. Lill war sogleich nach Kriegsende darum bemüht, die Schutträumung zu begleiten und vor allem Kriegsschäden fotografisch zu dokumentieren. Als Fotografin war Elisabeth, genannt »Lis«, Römmelt angestellt, sie erhielt noch im Spätsommer 1945 Volontäre zugeordnet, die ihr beim Tragen und Einstellen ihrer Apparate zur Hand gehen sollten. Die fotografischen Einstellungen waren anstrengend und in den Ruinen oft geradezu waghalsig. Georg Lill bemühte sich im Sommer 1946 um eine Zulage an Lebensmittelmarken für Lis

Fotos: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege



Römmelt und schrieb: »Meine Photographin Frau Lis Römmelt (...) arbeitet täglich über 10 Stunden. Sie hat u. a. die zerstörten Bauten in München aufzunehmen, muss daher viel vom Gerüst aus photographieren und ihre schweren Apparate allein herumtragen. Wenn sie im Labor arbeitet, geschieht dies meist im Dunkeln. Die Abgabe von Zulagen an Lebensmittelmarken wird daher von mir wärmstens befürwortet.«

VIELE UNSERER BILDER sind auch kostbare Dokumente der Geschichte der Fotografie, weil an der Inventarisierung bedeutende Fotografen mitwirkten: Friedrich Karl Weysser, Georg Loesti, Walter Hege, Carl Lamb, Arthur Wünschen und die bereits erwähnte Lis Römmelt.

AUCH BILDER VERGEHEN

Dass Denkmäler sich stetig verändern, bis hin zum Verlust, welcher die radikalste Form der Veränderung darstellt, lehrt die Erfahrung. Das fotografische Abbild war der Versuch, den dynamischen Zustand des Denkmals in einen statischen, wenn auch nur virtuellen Zustand zu verwandeln. Aber auch die klassische Fotografie verhält sich nicht statisch. Denn Bilder verblassen und vergehen: Glasplatten können verkratzt werden oder gar zerbrechen, die Bildinformation tragenden Schichten können durch Alterung, durch Umwelteinwirkung und durch unsachgemäße Lagerung Schaden nehmen, Dias bleichen aus; ja, ganze Archive sind schon im Wasser ertrunken und im Feuer verbrannt.

DIE VERSUNKENE WELT des Originals definiert den hohen, ja unersetzlichen Wert des Abbilds. Es ist von größter Bedeutung, auf die ungeschmälerste Informationsfülle und Informationsqualität der Bilder zu achten. Aus diesem Grund hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege in enger und bester Zusammenarbeit mit den Staatlichen Archiven die digitale Sicherung und Erschließung seines Bildarchivs in Angriff genommen. Weil sich der vermeintlich statische Zustand der analogen Fotografie wieder als mehr oder weniger dynamisch erwies, stellt die Digitalisierung den Ver-

such dar, die Bildinformationen in einen wirklich statischen Zustand zu versetzen. Das Denkmal gerät sozusagen von der analogen in die digitale Virtualität.

Rund 100 000 Bilder sind inzwischen digitalisiert. Die Digitalisate werden an die Denkmallisten-Datenbank angebunden, und zwar auf der Grundlage der OCR-Digitalisation (Optical Character Recognition) aller Eingangsbücher, Karteikarten und alter Fotoumschläge, die als Identifikations-Datensätze mit den Bild-Datensätzen verknüpft werden können. Sie bilden einen Teil des internen Informationssystems. Es sollte gelingen, die Verweissysteme und die digitalen Medien, deren Bedeutung weiter enorm steigt, im Rahmen eines Portals zu verlinken. Mit der *Bayerischen-Landesbibliothek-Online* (BLO) und der Teilnahme an der *High Tech Offensive Bayern* (HTO) sind erste Schritte getan, um zu einem umfassenden Wissensmanagement-System zu kommen, das die Fachdaten von Behörden, Universitäten und Instituten verknüpfen und – bei weitgehend offenen Schnittstellen – Portal und Forum zugleich bieten kann.

DASS DAS BAYERISCHE Landesamt für Denkmalpflege Teile des Bildarchivs und auch der Akten an die Archive abgibt, hat der eine oder andere mit einer Träne im Auge gesehen. Aber: Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ist kein Archiv; es benötigt für seine Arbeit nicht die historischen Bildträger, sondern nur die historischen Informationen, selbstverständlich ungeschmälerter. Deshalb werden die historischen Bildträger nach ihrer digitalen Erfassung an das Bayerische Hauptstaatsarchiv zur archivgerechten Verwahrung und strikt eingeschränkten



linke Seite oben Kleinkastell am Limes bei Hienheim, Lkr. Kelheim. Foto: Otto Braasch, 1981.

darunter München, Alte Münze während der Schutträumung 1946. Foto: Lis Römmelt.

oben Die Fürstenhäuser in der Schellingstraße. Fotos: Lis Römmelt, 1944.

darunter Wilhelm Messerer als Helfer bei der Dokumentation der Kriegsschäden in den Ruinen der Münchner Residenz. Foto: Lis Römmelt, 1946.

daneben Durch wechselnde Spannungen erzeugte Schichtablösung einer Gelatinetrockenplatte. Die Bildinformation ist weitgehend verloren. Foto: Dr. Markus Hundemer.

unten Der Leiter des Bildarchivs Dr. Markus Hundemer im Fotopositivarchiv. Foto: Reinhold Albert.

Fotos: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege



oben Aschaffenburg: Für die Wiedergabe im Kunstdenkmäler-Band wurden Passanten auf der Straße wegretuschiert. Foto: Georg Loesti, um 1905.

links Passau: Bei diesen Fotografien in Heiliggeist-Spitalkirche in Passau erkennt man im Hintergrund den Versuch, die Spuren der Neugotik mit Leintüchern zu verdecken.

daneben Die 1906 abgebrochene Scheune des Hofes »Zum Ratzen« bei Alpersdorf, Landkreis Freising.

darunter Passau: Alltag in der Höllgasse/ Steiningergasse. Foto: Franz Weismann, um 1906.

unten 18x24 cm Glasplatten-negativ: Die Münchner Residenz. Foto: Dr. Markus Hundemer.

daneben Digitalisierung von Glasnegativen. Foto: Dr. Markus Hundemer.

daneben Blick in das Fotopositivarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, 2011. Foto: Dr. Markus Hundemer.



Fotos: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Nutzung gegeben. Der gesamte digitale Bestand wird im Laufe dieses Jahres im Hauptstaatsarchiv München verfügbar gemacht, selbstverständlich mit der Möglichkeit, über den Orts-, Sach- oder Personenbetreff die entsprechenden Bilder gezielt zu suchen.

NEBEN DER REVISION und Nachqualifizierung der Bayerischen Denkmalliste und der Entwicklung des Bayern-Viewer-denkmal bedeutete die Neubewertung, Erschließung, Digitalisierung und professionelle Betreuung unseres Bildarchivs einen der wichtigen Schritte in die Zukunft des über einhundertjährigen Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Die Neuorientierung im Bildarchiv wäre ohne den Einsatz von Dr. Markus Hundemer und seinen Mitarbeitern und ohne die Kooperation mit wunderbaren Partnern, insbesondere bei den Staatlichen Archiven und beim Landesamt für Vermessung und Geoinformation, nicht möglich gewesen.

FASZINATION DER BILDER

Unsere Umgebung prägt sich uns in Bildern ein. Von veränderter und nicht selten friedlich oder kriegerisch zerstörter Umgebung bleiben oft nur mehr Bilder. Man kann diese Bilder ganz einfach anschauen, naiv wie ein Kind. Die Bilder aber zu konfrontieren mit dem Ist-Zustand, sie als Quellen zu befragen und neben andere Formen der Überlieferung zu stellen, darauf zielt die Tätigkeit des Historikers, Kunsthistorikers und Denkmalpflegers ab.

JEDER HAT ES schon mit dem eigenen Auge erlebt, wie faszinierend, ja verführerisch alte Fotos wirken. Wir nehmen sie nicht nur als Abbilder einer vergangenen Welt wahr, sie erscheinen uns selbst als Teil dieser Vergangenheit. Wir fragen nicht gerne quellenkritisch nach den Umständen der Aufnahme und der Intention des Fotografen, nach der wirklichen Wahrheit also. Wir fragen auch nicht gerne kritisch nach kosmetischen oder ideologischen Retuschen der alten Bilder: Bei Innenraum-Fotos der Heiliggeist-Spitalkirche in Passau hat man beispielsweise versucht, die Spuren der Neugotik mit Leintüchern zu verdecken!

Nein, wir vertiefen uns in Details, stoßen auf Rätsel, die wir gerne lösen möchten, und wir suchen vor allem das ganz Andere der abgebildeten Welt. Bei manchen Fotos übersteigt das gefühlte Alter des Abgebildeten das tatsächliche Alter des Fotos um ein Vielfaches: Bei der strohgedeckten Scheune des Hofes »Zum Ratzen« bei Alpersdorf im Landkreis Freising mit ihrem Krüppelwalmdach fühle ich mich geradezu in die Dürerzeit versetzt!

WIE GERNE DIE Leute alte Fotos anschauen, zeigt der Erfolg unserer Ausstellungen »Fenster zur Vergangenheit« in München, Augsburg und Würzburg und zeigt die begeisterte Reaktion auf unsere Serie *Denkmalrätsel* in den *Denkmalpflege Informationen*. Ein großer Erfolg war im Mai 2012 unser Bilderrätsel auf sueddeutsche.de mit insgesamt achtzehn historischen Fotos. Zu erraten waren auch hier die Orte bzw. Objekte der Aufnahmen. Immerhin konnten neun Orte bzw. Objekte entschlüsselt werden und: Mehr als 100 000 Internet-Besucher waren dabei!

Eine ganz besondere Anmutung haben alte Fotos, auf denen Menschen abgebildet sind. Das kommt nicht oft vor, weil der *Amtsphotograph* die Denkmäler dokumentieren sollte, und da stört der Mensch eigentlich, weil er vom Wesentlichen ablenkt. Dennoch haben die Fotografen, aus welchen Gründen auch immer, hie und da Frauen, Männer, Kinder oder Tiere auf die Platte gebannt: Dafür sind wir ihnen heute wirklich sehr dankbar!

FOTOGRAFIE: VIRTUELLER REST DES DENKMALS

Unsere Denkmäler, die sprechenden und im Alltag gegenwärtigen Zeugen unserer Vergangenheit, waren und sind in ihrem Bestand immer bedroht. Viele sind schon verloren und viele werden künftig verloren gehen. Nur mehr im virtuellen Rest der Fotografie, des Digitalisats, der Zeichnung, der Beschreibung oder der Dokumentation bleiben sie zumindest als Information erhalten.

DER KONSERVATORISCHE ERHALT und die wissenschaftliche Erschließung der Bild- und Textquellen zu unseren Denkmälern sind deshalb immens kostbar. Ihre Pflege und Erschließung sind ebenso wenig umsonst zu haben wie die Rettung der durch Papierzerfall gefährdeten Buch- und Zeitungsbestände in den Bibliotheken oder der durch Tintenfraß gefährdeten Akten in den Archiven. Bibliotheken, Archive und Denkmäler sind das Gedächtnis eines jeden Kulturstaates. Ihre Vernachlässigung und ihr Verlust führten in den Alptraum einer Gesellschaft ohne Gedächtnis, eine Alzheimer-Gesellschaft. Das Bildarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist das *visuelle Gedächtnis* nicht nur einer Behörde, sondern des ganzen Landes.

Professor Dr. Egon Johannes Greipl ist Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Das Bildarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist das größte und älteste Fotoarchiv über Kunst und Kultur in Bayern. Im Laufe des Jahres wird es am Bayerischen Hauptstaatsarchiv digital verfügbar sein.

PAPAGENOS NASE FÜR TRENDS

SCHIKANEDER, WIELAND UND DIE ZAUBERFLÖTE

Text: **Eva Gesine Baur**

Zwei Jahrhunderte vor J.K. Rowling witterte ein Mann aus Niederbayern bereits: Zauber- und Geistergeschichten erreichen ein maximales Publikum. Damit wurde er nicht nur Mitproduzent eines Welterfolgs, er rettet auch die Erinnerung an einen Spezialisten für solche Geschichten – an Christoph Martin Wieland. Dass ins Jahr 2013 der zweihundertste Todestag des einstigen Bestsellerautors fällt, werden nur wenige wahrnehmen. Doch Emanuel Schikaneder macht ihn durch »Die Zauberflöte« bis heute allgegenwärtig.

Es gab einmal eine Zeit, da waren die Gebrauchsanweisungen kurz. Hocheffiziente Geräte waren ganz einfach zu bedienen. »Nimm also diese Flöte; sie hat die Kraft, eines jeden Hörers Liebe zu gewinnen und alle Leidenschaften die der Spieler verlangt, zu erregen oder zu besänftigen.« Diese Anleitung hört sich an wie die der Königin der Nacht, als sie in Mozarts »Zauberflöte« zu Prinz Tamino spricht. Hier redet aber eine Fee namens Perifirime, die einen Prinzen namens Lulu ausrüstet. Mozart war sie bekannt aus »Lulu oder die Zauberflöte« von August Jacob Liebeskind, enthalten in einer Sammlung von Märchen und Zaubergeschichten, die in Mozarts Nachlass aufgelistet wurde. Herausgegeben hatte diese Anthologie Christoph Martin Wieland unter dem Titel »Dschinnistan«, denn um einen dschinn, wie der Geist auf Arabisch genannt wird, und um das Geisterreich, ein Dschinnistan, geht es in vielen der Geschichten. Und zahlreiche Motive daraus sind im ersten Teile der Zauberflöte wieder zu entdecken. Darauf gestoßen hatte Mozart ein Mann, den er 1780 in Salzburg kennengelernt hatte: Emanuel Schikaneder, fünf Jahre vor Mozart im niederbayerischen Straubing geboren.

DASS DIE BEGEGNUNG mit Mozart ein Glücksfall für Schikaneder war, ist keine prickelnde Neuigkeit. Doch wenn wir verstehen, warum umgekehrt Mozart genau einen wie Schikaneder suchte und brauchte, erscheint die Entstehung der »Zauberflöte« in einem anderen Licht.

Genie und Rampensau

Künstlerfreundschaften waren und sind meistens komplex. Goethe und Schiller, Chopin und Delacroix, Brahms und Johann Strauß Sohn, Hofmannsthal und Richard Strauss, Bachmann und Henze. Wie Goethe und Schiller kannten sich Mozart und Schikaneder schon lange, bevor sie gemeinsame Sache machten. Goethe war ein Gourmet in der Sinnkrise, Schiller ein Familienvater in der Finanz-



oben »Die Zauberflöte« - Act I, Scene VI - K. F. Schinkel, Aquatinta.

MICHAEL VOLLE, BARITON

»Als ich 1992 in Mannheim Generalprobe hatte zu meiner ersten Neuproduktion der »Zauberflöte«, saß mein Bruder Hartmut, Schauspieler, im Saal. »Und, wie hast du mich gefunden?« habe ich ihn hinterdrein siegessicher gefragt. »Schlimm« hat er gesagt. »Klar, Papageno saht immer die Sympathien ab. Aber was du da vorgeführt hast, war nur Klamauk. Da war nichts echt. Papageno sagt, er sei ein Naturmensch. Also sei einer. Nimm ihn ernst, ganz ernst.« Das habe ich beherzigt und beherzige es bis heute.«

krise, als es endlich zu der entscheidenden Begegnung in Jena kam, die sie bis zu Schillers Tod zusammenschweißte und die »Xenien« gebar. Mozart wie Schikaneder steckten ebenfalls in einer Krise, als sie sich 1791, elf Jahre nach der ersten Begegnung, gemeinsam ans Meisterwerk »Zauberflöte« machten. Und damit aus vermeintlicher Ausweglosigkeit zum größten Erfolg ihres Lebens fanden. Doch was trug Schikaneder dazu bei? Was konnte er, den die Nachwelt als Trittbrettfahrer des Genies schmähte und zur Posen reißen Rampensau herabwürdigte, einem Mozart überhaupt geben?

DER LAKAIENSOHN AUS dem niederbayerischen Straubing, als Halbweise aufgewachsen in Regensburg, hatte schon während der Schulzeit am Jesuitengymnasium durch die alljährliche Finalkomödie am Ende des Schuljahrs seine Begeisterung für die Bühne entdeckt. Und war zwangsläufig zum vielseitigen Bühnenpragmatiker geworden. In der Schulzeit hatte er sich als Lyriker, als fahrender Musiker, auf Bauernhochzeiten und Volksfesten, in Wirtshäusern und

auf Marktplätzen sein Geld dazu verdient, hatte gesungen, Maultrommel, Drehleier oder Fiedel gespielt. Mit dreiundzwanzig hatte er sein Debüt als Schauspieler und Tänzer in Innsbruck gefeiert, mit fünfundzwanzig das erste selbstgeschriebene und mit selbst komponierten Musikeinlagen versehene Stück auf die Bühne gebracht. Mit sechsundzwanzig war er bereits als Prinzipal einer eigenen Truppe unterwegs, Reiseveranstalter, Regisseur, Intendant und Stückeschreiber, Dramaturg, Komponist, Sänger, Choreograph und Starschauspieler in Personalunion.

MOZART HAT FAST nie verantwortungsbewusst gehandelt, Schikaneder war als junger Wandertheaterdirektor bereits Vater der Kompanie, verantwortlich für 35 bis 45 Menschen, ob sie krank waren oder schwanger, sich beehrten oder bekriegten. Mozart lebte immer eine Handbreit über dem Boden, Schikaneder stand mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen. Mozart konnte weder sein Haar selbst frisieren, noch seine Halsbinde alleine binden und seine Frau musste ihm sogar das Fleisch klein schneiden. Schikaneder packte überall mit an, konnte Feuerwerke, Wasserfälle und Windmaschinen bauen. Mozart hat nie gekämpft für die Durchsetzung seiner Werke; wurden sie nicht angenommen, nicht geliebt, reagierte er verletzt, manchmal verbittert. Ein Genie ändert seine Ziele nicht, nur weil sein Werk dem Publikum nicht gefällt. Schikaneder war ein Talent mit genialen Zügen, aber er war pragmatisch, diplomatisch und erfolgsorientiert. Er änderte seine Ziele so ab, dass das Publikum ihm dorthin folgte. Er schaute dem Volk aufs Maul und ins Herz, provozierte Lacher so gekonnt wie Schluchzer. Und er wusste,

rechts Szenenbilder von Joseph Schaffer für die Zauberflöte, 1794: Drei geheimnisvolle Damen und viele menschliche Affen, die in Schikaneders Inszenierung das Publikum zu Begeisterungstürmen hinrissen.



THOMAS E. BAUER, BARITON

»Schikaneder muss als Sängerdarsteller enorm viel drauf gehabt haben. Schon rein gesanglich wird die Partie des Papageno unterschätzt. Der Stimmumfang ist kaum ein anderer als der bei Don Giovanni, Conte Almaviva oder Guglielmo. Nur in der Verbindung von Spielwitz und sängerischer Raffinesse kann man in dieser Rolle überzeugen.«

wovon die Rede war, wenn es um Verführung und Seitensprünge, um sitzengelassene Geliebte und sexuelle Leidenschaften ging. 1780, als Mozart erfuhr, dass die erfolglos angebotene Aloisia Weber in Wien den Hofschauspieler Lange heiratete, wurde in Salzburg ein wie üblich früh verstorbenes Kleinkind verscharrt, das der Ehemann Schikaneder einer seiner unverheirateten Schauspielerinnen gemacht hatte. Eines von vielen, bei denen der Vater nur den Paten spielte und oft seine betrogene Ehefrau die Patin.

Die Mücke im Bernstein

Mozarts und Schikaneders Charaktere waren aber nicht konträr. Beide waren von Eros getrieben, beide waren von der Bühne besessen, beide wollten weg von barocker Formelhaflichkeit, heraus aus der Erstarrung des Zeremoniellen. Beide hassten Schlamperei und bestanden auf sorgfältigem Rollenstudium. Komplementär waren sie aber in vieler Hinsicht. Und eben deswegen geeignet, einander zu inspirieren. Schikaneder allerdings wurde postum die Inspirationsfähigkeit aberkannt. Zumindest von denen, die sich mit Ludwig Börnes Bonmot zufrieden gaben, Schikaneder sei wie die Mücke durch den Bernstein nur durch Mozarts Musik in die Unsterblichkeit mit eingeschlossen worden.

Mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Theatermuseums, Inv. IV Nr. 3989 | Abb. m. fdl. Unterstützung des C.H. Beck Verlags, zit. nach Deutsch, Otto Erich: Mozart und seine Welt in zeitgenössischen Bildern, Kassel 1961 | Bayerische Staatsbibliothek, München.



links Schikaneder als Papageno, (kolorierter) Kupferstich von Ignaz Alberti zum Textbuch der Zauberflöte, 1791 (Privatbesitz).

Leopold, Maria Anna und Wolfgang Mozart waren seine nicht zahlenden Gäste in Komödien, Tragödien und Singspielen. Als Wolfgang zu den Proben für die Uraufführung seines »Idomeneo« nach München abreisen musste, hatte es bereits gezündet. Schikaneder begleitete Mozart frühmorgens zur Postkutsche, Mozart versprach, ihm eine Einlagearie für eins seiner Stücke zu komponieren. Dieser Mann, den die Frauen liebten, hatte bei ihm tiefen Eindruck hinterlassen. In den Briefen an den Vater aus München dachte Mozart wie Schikaneder auf einmal darüber nach, wie man das Publikum bei der Stange halten und vermeiden konnte, es zu überfordern. Zum allerersten Mal war in Mozarts Briefen die Rede von Shakespeare und dem dramatischen Spannungsbogen. Und er wagte nun, was er nie zuvor gewagt hätte: Beherzt ging er dem Libretto des ehrwürdigen Varesco ans Leder und beschnitt den Monolog des Orakels drastisch. Nicht einmal den großen Shakespeare hätte Mozart von einer solchen Maßnahme verschont. »Wäre im Hamlet die Rede des Geistes nicht so lang, sie würde von noch besserer Wirkung seyn«, erklärte er dem Vater und übertrug jene Einsicht auf seinen »Idomeneo«. »Diese Rede ist auch ganz leicht abzukürzen, sie gewinnt dadurch eher als sie verliert.« Die Ermahnung des Vaters, er solle den Sinn für »das Populäre« nicht vernachlässigen, den Leopold an Schikaneder bewunderte, schmetterte er als überflüssig ab. »Meine Musick ist für alle Gattung leute.«

»dass es ein fiacre nachsingen könnte«

Alle Gattung Leute zu erreichen, war Mozart zuvor kein Anliegen gewesen, Schikaneder schon lange. Mozart war von adligen oder geistlichen Auftraggebern bezahlt worden, Schikaneder von denen, die sein Theater besuchten. Für Mozart hatte keine Notwendigkeit bestanden, sich mit Lessing zu befassen, dessen »Hamburgische Dramaturgie« seit Ende der 1760er Jahre die deutschsprachige Theaterwelt umkremelte. Oder mit dem jäh gewachsenen Interesse der Deutschen an Shakespeare, dessen Stücke die deutschen Bühnen erobert hatten, nachdem zweiundzwanzig Komödien und Tragödien von Wieland ins Deutsche übertragen worden waren. Schikaneder, fünf Jahre älter als Mozart, war schon bei seinem ersten Engagement in Innsbruck durch die Prinzipalin Therese Schimann mit Lessing und dessen Theorien bekannt geworden. Ob es nun stimmte oder nicht, dass Lessing der siebzehnjährigen Schimann

Mücke? Die Hirnforschung geht heute vor der Vielseitigkeit der Drosophila, der winzigen kleinen Tafliege, in die Knie. Schikaneder könnte ähnliche Reaktionen auslösen, nähme man seine Bedeutung für Mozart wahr. Nachweisbar ist sie.

»Musick für alle Gattung leute«

Seit dem Herbst des Jahres 1780. Da gastierte Schikaneder mit seiner Truppe im Salzburger Ballhaus, Notunterkunft für das dortige Theater. Direkt gegenüber lag das Tanzmeisterhaus, wo die theaterverrarrten Mozarts wohnten. Schikaneder war ihr Gast beim Böldelschießen, Kartenspielen und anderen feuchtföhlichen Zusammenkünften.



oben Das Schikaneder-Schlüssel in Wien.
rechts Der erfolgreiche Unternehmer auf dem Höhepunkt seines Erfolgs – als Direktor des Theaters an der Wien.



AXEL FUHRMANN, REGISSEUR des Films »Große Werke entdecken – Die Zauberflöte« (Buch: Axel Brüggemann). Erstsendedtermin: 14. April 2013, 16.00 (Wiederholungen in 3Sat, ZDFkultur und Arte; Sendetermine stehen noch nicht fest): »Mozart schrieb für seine letzte Oper Musik von einzigartiger Schönheit, Klarheit und Kraft. Aber ohne das ebenso spannende wie ergreifende Libretto und die Figurenwelt von Schikaneder wären Mozarts Melodien nicht zu einem Ohrwurm geworden, der Groß und Klein bis heute in aller Welt begeistert.«

der einst »Miss Sara Sampson« auf den Leib geschrieben hatte: sie war mit Lessing persönlich bestens vertraut und mit seiner Überzeugung, phobos und eleos, Furcht und Mitleiden, seien die unverzichtbaren Elemente eines Dramas. Die Schimann praktizierte Lessings Erkenntnis, ein Schauspieler könne nur dann Empathie bei seinem Publikum erwecken, wenn die Gestalt, die er auf der Bühne verkörpert, vom gleichen Schrot und Korn sei wie die Menschen, die ihm zusehen und zuhören. Das hatte Schikaneder nicht nur gelernt, er hatte es umgesetzt. Mit Erfolg. Die Intendanz des Münchner Hoftheaters, an dem Mozart eine Anstellung verweigert worden war, hatte in demselben Jahr Schikaneder angeboten, sogar aufgedrängt, einen Vertrag als Schauspieler und Regisseur zu unterschreiben. Bei seinem Gastspiel dort als Hamlet hatte er sensationellen Beifall geerntet, obwohl die Neider sich darauf gefreut hatten, der Eindringling werde ausgebuht. Schikaneder unterschrieb nicht, machte aber den Hamlet zu einer seiner Paraderollen. Als Ehemann seiner Kollegin Eleonore Arth hatte er sehr genau den Mann von deren Ziehmutter im Blick, Johann Franz Carl Hieronymus Brockmann. Der war durch seine Hamlet-Darstellung von einem belächelten Hanswurst zum Idol aufgestiegen. Als Schikaneder 1780 Mozart kennen lernte, wurde auch er als Hamlet-Darsteller längst in den Theateralmanachen gerühmt und hatte außerdem Shakespeares »Romeo und Julia« und »Macbeth« auf die Bühne gebracht. Schika-

neders Shakespeare-Begeisterung war der des jungen Goethe vergleichbar, der 1771 in seiner Rede zum Shakespeare-Tag gejubelt hatte: »Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespears Menschen!« Schikaneder ging es ebenfalls um das Menschliche als Gegenteil des Künstlichen. Das kam natürlich bei einem breiten Publikum an. Und auch Mozart ging es seit der Bekanntschaft mit ihm darum, viele zu erreichen. Erst recht, nachdem er als Festangestellter beim Salzburger Fürsterzbischof fristlos entlassen worden war: »um beyfall zu erhalten muß man sachen schreiben, die so verständlich sind, dass es ein fiacre nachsingen könnte«, vermeldete Mozart dem Vater 1782 aus Wien. Wiener Fiaker sangen bekanntlich nicht in Fremdsprachen und nicht in Koloraturen, und Kastraten fanden sich auch keine darunter. Nicht erstaunlich, dass Mozart und Schikaneder auf dieselben Geschichten verfielen, gefertigt aus dem Stoff der Menschlichkeit. 1786 hatte Schikaneder als Theaterdirektor des Kärntnertheaters in Wien die Pariser Erfolgskomödie des Augustin Caron de Beaumarchais »La folle journée ou le mariage de Figaro« ins Deutsche übertragen und einstudieren lassen. Am 3. Februar 1785 sollte »Der tolle Tag« Premiere feiern. Am selben Tag aber verbot die Zensur die Aufführung radikal. Doch jene Übersetzung Rautenstrauchs, die nicht auf der Bühne, jedoch gedruckt erscheinen durfte, drückte Mozart Lorenzo Da Ponte in die Hand, als Grundlage für das Libretto zu »Le Nozze di Figaro«. Im März 1786 verließ

Mit freundlicher Unterstützung des Hauses der Bayerischen Geschichte.

Mit freundlicher Genehmigung von IMAGNO brandstaetter images | Abb. m. frdl. Unterstützung des C.H. Beck Verlags, zt. nach Brucker, Fritz: Die Zauberflöte. Unbekannte Handschriften und seltene Drucke aus der Frühzeit von Mozarts Oper. Wien 1934, S. 307.

SCHIKANEDER & DIE ZUKUNFT

Schikaneder erfand das Musical: Bei ihm mussten die Sänger tanzen und sprechen, anders als in der Barockoper.

Schikaneder erfand das Medley: Er setzte originale Stücke so zusammen, dass sie durch den Kontext **in einen neuen** logischen Zusammenhang **gestellt** wurde.

Schikaneder erfand das moderne Freilichtspiel: Er baute **auf offener** Wiese hölzerne Theater auf, ließ Soldaten in Rüstung auftreten und mit echter Munition schießen, Kanonen donnern, Pferde einreiten, Kutschen vorfahren, Lagerfeuer abbrennen und Hunde vorbeicheheln. Das zog die Massen an.



rechts Als Theaterdirektor in Brünn verhielt sich Schikaneder – wie diese Zeichnung durchaus erkennen lässt – zunehmend wunderlicher

daneben Schikaneder in der Rolle des Hanns Dollinger in seinem Regensburger Drama »Hanns Dollinger oder das Blutgericht« – ein Stück das den Lokalpatriotismus bediente

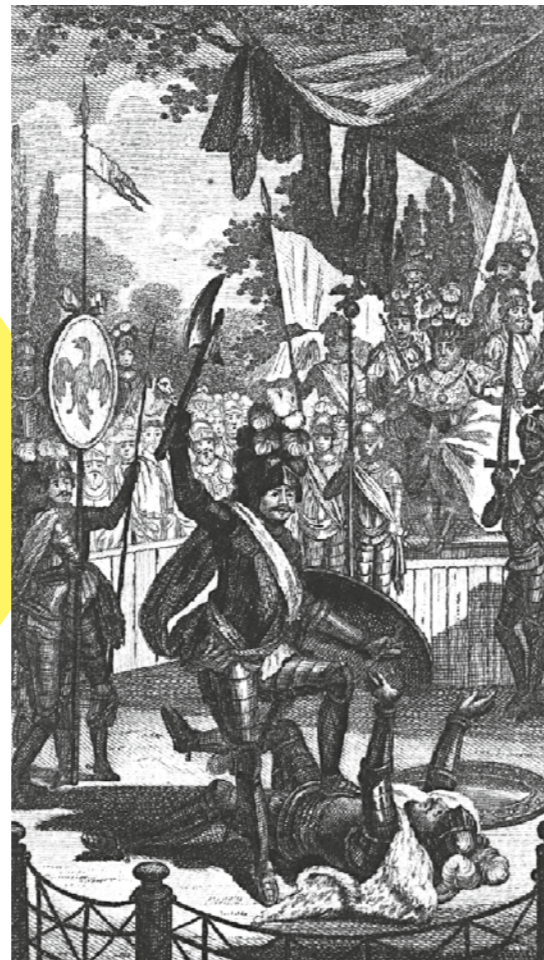


Abb. m. Irdl. Unterstützung des C. H. Beck Verlags, zit. nach Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa. Mitteilungen der internationalen Arbeitsgemeinschaft an der Technischen Universität Chemnitz, Chemnitz, 1997 | Bayerische Staatsbibliothek München

denen mit Neugier und ohne Geld. Mozart beobachtete aufmerksam, wie Schikaneder schaffte, woran sein Vorgänger gescheitert war: das Stadttheater draußen im Freihaus, dem größten Mietkomplex Wiens, Tag für Tag zu füllen. Wie Tausende Wiener fing er Feuer für den dummen Gärtner Anton aus dem Gebirge, erfunden und gespielt von Emanuel Schikaneder. Die erste von sechs Fortsetzungen dieses Renners, die das Publikum sich erklatschte und ertrampelte, trug den Titel »Die verdeckten Sachen« und inspirierte Mozart, Klaviervariationen über den Gassenhauer aus diesem Stück zu komponieren. »Ein Weib ist das herrlichste Ding von der Welt, wer's leugnet, den schlag ich, dass d'Goschn ihm schwellt.« Doch dieser Schikaneder hatte ebenso Sinn für die Gegenwelt des Menschlichen und Allzumenschlichen: für die Welt des Mysteriösen und Magischen, das Reich der Geister, Feen und Zauberer. Schon in seinem ersten Jahr im Freihaus hatte er das Publikum und auch Mozart begeistert mit »Oberon, König der Elfen«, einer Oper nach Wielands Versepos, vertont von Paul Wranitzky. Da überreichte Elfenkönig Oberon dem Helden Hüon ein Zauberhorn, das die Gegner tanzend abheben ließ. Für Bodenhaftung gesorgt hatte darin

Schikaneder, geschäftlich geschädigt, menschlich enttäuscht, beruflich gedemütigt, die Stadt Wien. Am 1. Mai ging dort im Burgtheater der Vorhang auf für »Le Nozze di Figaro. Ein italienisches Singspiel.« Der Anschlagzettel verkündete: »Die Musik ist vom Herrn Kapellmeister Mozart« und die Wiener Realzeitung kommentierte: »Was in unserer Zeit nicht erlaubt ist, gesagt zu werden, wird gesungen.«

DAS KONNTE SCHIKANEDER kaum trösten, aber darin bestärken, dass er und Mozart zusammenpassten. Beide wussten, dass jeder erhabene Held einen Gegenspieler brauchte, der dem Volk nahe war. Beide sympathisierten mit den Unterlegenen, die sich mit den Mächtigen herumschlügen und sie mit Witz, List und Tücke besiegten. Schikaneder hatte eine Nase für Trends, denn er trug seine Nase nicht hoch, er steckte sie in alles hinein. Genau das imponierte Mozart.

»dass d'Goschn ihm schwellt«

Als Schikaneder Regensburg 1789 fluchtartig verlassen hatte, weil ihm dort der Boden zu heiß geworden war nach einer Affäre mit der Mätresse des Fürsten von Thurn und Taxis, der Anklage einer Magd, die er angeblich geschwängert hatte, und der Intrige zweier Schauspielerinnen, die sich an ihm rächten, strandete er erneut in Wien. Und bewies dort als Direktor des Theaters auf der Wieden sein Gespür für das, was alle anzog. Marktfrauen mit Schwielen statt Schmuck an den Händen und Adlige, die sich in ihrer Wohlerzogenheit langweilten, Fischverkäufer, gewandert in den Geruch ihrer Arbeit, und Stu-



Abb. m. Irdl. Unterstützung des C. H. Beck Verlags, zit. nach Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Hg. v. Herbert Lachmayer, Ostfildern 2006.

ein Naturbursche namens Scherasmin, gespielt von Schikaneder. Im Jahr darauf hatte Mozart gemeinsam mit vier anderen Komponisten Schikaneders Libretto »Der Stein der Weisen« vertont, basierend auf einer Geschichte, die in Wielands »Dschinnistan« zu finden war. Im Jahr 1791 endlich bewies Schikaneder Mozart sein größtes Talent. Mozart hatte oft erlebt, wie die Bürokratie im Alleingang an den Hoftheatern das Mögliche unmöglich gemacht hatte. Schikaneder aber war der große Ermöglicher, weil er Teamgeist besaß.

Maschinenkomödien und Geisterstücke

Zauberoper und Geisterstücke brachte auch die Konkurrenz auf die Bühne, vor allem Marinelli in seinem Leopoldstädter Vorstadttheater. Maschinenkomödien waren eine sichere Karte, auf die auch Marinelli setzte. Er hatte bereits eine Zauberposse mit dem Titel »Kasper, der Vogelkrämer« herausgebracht. AEr bediente sich ebenso bei »Dschinnistan«. Ergebnis: die Uraufführung des Singspiels »Kaspar der Fagottist oder die Zauberzither« am 8. Juni 1791. Schon drei Tage später sah Mozart sich an, was in Wien »so viel Lärm macht« und erklärte: »es ist gar nichts dran.« Marinelli bot Bühnenspektakel in Perfektion, mehr nicht. Er teilte Mozarts Ansicht, die Alternative zu den einfachen Stücken, die alle verstehen, seien Werke, »die so unverständlich sind – dass es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade eben deswegen gefällt«. Wieland erkannte die Macht der Märchen, deren Rätsel von der Seele gelöst werden, nicht vom Intellekt. Märchen dürfen sich den Gesetzen der Logik nicht unterwerfen

SCHIKANEDER & WIELAND

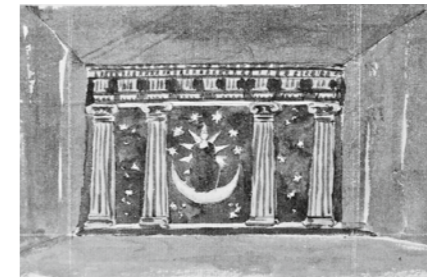
»Wer zum Menschen geboren wurde, soll und kann nichts Edleres, Größeres und Besseres sein, als ein Mensch – und wohl ihm, wenn er weder mehr noch weniger sein will.«

Christoph Martin Wieland

Sprecher: »... mich bangt es um den Jüngling. Wenn nun im Schmerz dahingesunken sein Geist ihn verließ, und er dem harten Kampfe unterläge. – Er ist Prinz!«

Sarasstro: »Noch mehr! – Er ist Mensch!«

Emanuel Schikaneder



oben Almanach für Theaterfreunde auf das Jahr 1791 (Kupferstich von Ignaz Albrecht).

rechts Johann Wolfgang von Goethe, Bühnendekoration für den Auftritt der Königin der Nacht (Bleistift, Feder, aquarelliert).

und Mysterien müssen undurchschaubar bleiben. Dass Mozart das umsetzen und dennoch einen unfasslichen Publikumserfolg erzielen konnte, war Schikaneder zu verdanken. Er wusste, was es hieß, die Menschen staunen zu machen, sie ihrer meist schäbigen Wirklichkeit zu entrücken. Er war selbst imstande zu staunen, nämlich etwas Großes als groß zu erkennen, ohne es zu analysieren. Seite an Seite mit Mozart, wie er sein Leben lang betonte, erarbeitete er ein Textbuch, das Widersprüche stehen ließ und sie als Geheimnis des Daseins nicht nur hinnahm, sondern annahm. Schikaneder in der Rolle des Papageno amüsierte das Publikum als lustiger Vogelfänger, dem es zu mühsam ist, sich Prüfungen zu unterziehen, um die Frau seines Lebens zu bekommen. Und der doch bereit ist, sich umzubringen, weil ein Leben ohne diese Liebe sinnlos ist. »Nun, wohlan, es ist vorbei...«

Leider vermochte Wieland, obwohl er in Weimar vor Ort war, nicht zu verhindern, was dort unter Ägide des Theaterdirektors Goethe am 16. Januar 1794 mit der »Zauberflöte« geschah. Christian August Vulpius, gewissenhafter Jurist, verwandelte die Zauberflöte in eine vernünftige Oper, Papageno in einen Geflügelhändler und Tamino in einen wahren Heroen, der sich logischerweise nicht vor einer Blindschleiche fürchtet, sondern nur vor einem Monster: »Zu Hülfe! Zu Hülfe! Er wird mich verschlingen! / Wer hilft mir den giftigen Drachen zu bezwingen? / Wie bin ich ermattet vom schrecklichen Kampf! O welch ein Qualm! O welch ein Dampf!«

VULPIUS HATTE WEDER Mozart noch Wieland verstanden. Schikaneder aber verstand beide. Und wie die Nachahmer von J.K. Rowling auf dem Bauch landeten, weil sie Zauber geschichten mit Effekten, aber ohne seelische Wahrheit verfassten, musste auch Vulpius scheitern. Dass seine »Zauberflöte« heute keiner mehr aufführt, belegt die Unersetzlichkeit eines Emanuel Schikaneder.

Dr. Eva Gesine Baur ist Schriftstellerin in München. Ihre Biografie Emanuel Schikaneder. Der Mann für Mozart, erschien 2012 bei C. H. Beck, München. Die Biografie Chopin oder die Sehnsucht ist erschienen 2009 bei C. H. Beck. Zum Verdi-Jahr 2013 ist unter ihrem nom de plume Lea Singer bei der Edition Elke Heidenreich erschienen: Verdis letzte Versuchung.

POSTSKRIPTUM

DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA NACH DEM WELTENDE

Liebe Leserin, lieber Leser,

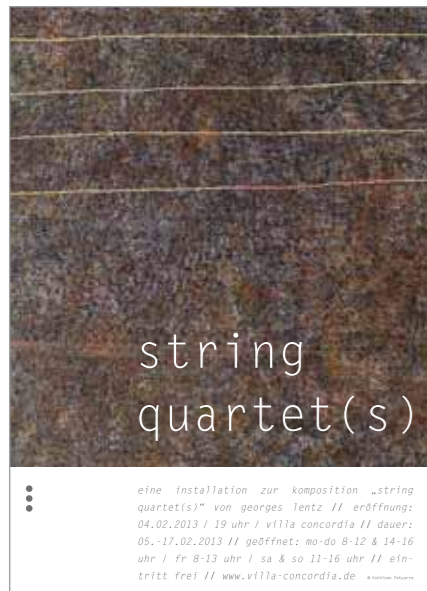
das Weltende ist überstanden und schon heißt es: nach dem Ende ist vor dem Ende! Mit dieser Fristverlängerung lässt es sich – auch in Bamberg, wo die Zukunft sowieso den Ruf hat, eher etwas später einzutreffen – ganz gut leben. Die Bewohner des Internationalen Künstlerhauses biegen in die letzte Kurve ihres Aufenthaltes ein: den grauen Winter unter milchigem Himmel. Das Wetter und die Jahreszeit helfen ein wenig, die bisher heimisch gewordenen Gäste auf ihre Wege zu schicken im März, damit wir uns wieder »herrichten« können für die neuen Gäste im April. Diese Zeit ist aber immer voller Herzblut und Bekenntnisse zu Bamberg, zum Künstlerhaus, zum Künstler-Sein. Nach einem Jahr sicherer Miete – die Stipendiaten erhalten großzügige 1500 Euro im Monat – ist es für manchen ein Rückfall in die harte Wirklichkeit, wenn diese Zahlung dann ausbleibt, das Stipendium zu Ende geht. Ein Geschenk, das sehr willkommen war und sehr freudig aufgenommen wird, ist der Aufenthalt im Künstlerhaus in Bamberg. Der nächste Jahrgang nach den jetzt im Hause lebenden Gästen aus der Schweiz, kommt aus Russland. (Die neuen Namen verrät eine Pressemitteilung des Ministeriums.) Das entspricht uns... schließlich erwarten wir dem Klischee nach den Genuss sehr klarer Getränke, was unseren empfindlichen Sandsteinboden freuen wird. Bis die Neuen allerdings kommen, erscheint noch unser neues Magazin



Concordi.A. mit tollen Grafiken und Fotos (Erscheinungstermin ist der 7.3.), Georges Lentz zeigt eine Installation im Künstlerhaus, die ab dem 4.2. zu besuchen ist und die Werke aller vier Komponisten werden am 28.2. durch das Collegium Novum Zürich aufgeführt. Wie nebenbei wurden die trubeligen Kurzfilmtage bei uns im Hause unter Einbeziehung der Texte Harald Grills am 21.1. eröffnet und um die weitere Literatur und bildende Kunst kümmern wir uns zusammen mit Margit Mohr im Rahmen der »GRÜEZI – Schweizer Literaturtage in Nürnberg«: Andreas Zybach stellt aus! Und wer am 7.3. um 19 Uhr zu uns kommen möchte, der kann den Jahrgang der Stipendiaten im Rahmen eines Schweizerischen Abends – u. a. liest Peter Weber! – verabschieden. Es ist also wirklich passend, dass die Welt sich noch dreht... es steht schließlich einiges im Kalender! In diesem Sinne, Ihnen ein umtriebiger, ein buntes und gelingendes 2013 mit viel Kultur!

Ihre

Nora-E. Götz



IMPRESSUM

© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:
Toni Schmid (verantwort.)
Dr. Elisabeth Donoughue
Silvia Bachmair (Adressverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Gestaltung:
Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:
Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag
Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn
www.bonifatius.de



POSTPOSTSKRIPTUM ÄNDERUNGSANTRAG

der Abgeordneten Margarete Bause, Dr. Martin Runge, Ulrike Gote, Eike Hallitzky, Claudia Stamm, Dr. Sepp Dürr, Christine Stahl, Susanna Tausendfreund, Simone Tolle und Fraktion (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)

Haushaltsplan 2013/2014;
hier: Aviso: Zeitschrift für Wissenschaft & Kunst
in Bayern einstellen

Begründung:
Der Nutz- und Informationswert der viermal im Jahr erscheinenden und kostenlosen Zeitschrift Aviso ist nicht erkennbar. Auf die Hochglanz-Werbebrochure des Ministeriums kann verzichtet werden.

© Tobias Böhm

PETER ENGEL WIE ICH ES SEHE



aviso 3/2010

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ELIA TRIANOW FREUT SICH AUF DAS LITERATURFEST MÜNCHEN // **DIETER REHM** DRÜCKT GERN DRUP // **OLIVER JANHAUS** BRICHT EINE LANZE FÜR DIE BILDUNA-REFORM // **HANS-JACHIM BUNGARTZ** WART WIEFEDA AB // **CHRISTOPH WAGNER** HAT BESTHOLD FORTREFFLICH WIEDERENTDECKT // **MATHIS WELLMER** SETZT NEUE PERSPEKTIVEN DER THERESIENWEGE // **SUSANNE FRANK** PUMPERNDEL // **PETER ENGEL** BEHEIZT EINWENDEWÜTERUNGSHAFEN



BILDUNG

aviso 11/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINNENZELLER AMÜSIERT SICH ÜBER ANGESCHWEMMTE // **WALTER GRASSKAMP** ERKLÄRT KUNSTSTITZE // **MAX NYFFELER** FINDET IN DER MODERNE MUSIK WENN ZUM LÄCHEN // **MICHAEL TITZE** LACHT DIE STRESS WEG // **BARBARA WILD** BEACHTET HUND VIERPOTTSLOSCH // **MARIA GAZZETTI** FREUT SICH AUF LIVIN IN MÜNCHEN // **RAMUND WÜNSCHE** KLEIDET DIE ÄGINETEN NEU EIN // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **KARL-HEINZ HOFFMANN**



TROTZDEM: LÄCHEN

aviso 3/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROHSCHNEIDER PLÄZIERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // FÜR **RALPH MOCKAT** IST DIE MUTTERSPRACHE IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN UNERGEBLICH // **HANS-JACHIM BUNGARTZ** BETRACHTET A-MALS // **URSCHN HOLEM** ÜBER DIE FÄHLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // **ROSWIN FINNENZELLER** SETZT LEBENSRAU // **NORA GÖMMINGER** WINKT PORTUGIESEN NACH // UND **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **FRANZ XAVIER BOHNER**



VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

aviso 3/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. RECHNOLF ZEIGT, LEBEN MÜNDET IN KRISE // **GERHARD SCHULZE** RÄT, IN KRISENZEITEN BESSER NACHZUSEHEN // **ARMIN NASSHE** APPELLETT AN UNS, DIE KRISE ZU LEBEN // **NORA GÖMMINGER** PACT DIE ALTAUSSEIDE BEI DEN HÖRNERN // **URSCHN HOLEM** SIEHT DIE ESSEET KOMMEN // **EVW WAGNER-PASQUER** IM AFISO-GESPRÄCH



KRISE - WELCHE KRISE?

aviso 4/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MAX DÖNNER HAT SICH IN BAYERISCHE HEILIGE VERLIEBT // **HERBERT PÖHNL** FOTOGRAFIERT HINTERBAYERN // **HANS KRATZER** SCHAUT DA GENAU HIN // **ANTONIO PELLEGRINO** SUCHT HEIMATSPIUREN // **NORA GÖMMINGER** SCHWICHT AUF RIHABILIATIONSCHELE FELSAN // **BERNHARD WITTMANN** STYMIKT SICH GEGEN SPRACHVERBUNDUNG // **MANFRED PRENZEL** BESICHTIGT VON DER SCHOOL OF EDUCATION // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **MARTIN KÜSEL**




HEIMAT

aviso 11/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

THOMAS STENFELD LAUSIAT AUF BRIGITTE KROKAUER ZUM JEAN-PAUL-Preis // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **MICHAEL KRÖGER** // **JOSEF H. RECHNOLF** PRELT SICH AUF DEN WÜNDLING // **NORA GÖMMINGER** ÜBERWÜRTERT MIT ISLANDEN IN BAMBERG // FÜR **HERBERT KAPPAUF** SIND WUNDER MÖGLICH // FÜR **WERNER BITTER** ÜBERWIDEN SIE LEBENSBEDEINGUNGEN // **RAMUND ROSENZWEIG** SIEHT SIE ALS WAHRENDUNGSPROBLEM



WUNDER

aviso 2/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

HANNS HART GIBT EINE KOSTPROBE SEINER GERUCHSFORSCHUNG // **GABI CZÖPPAN** SETZT SICH STENKENDER KUNST AUS // **JOSEF H. RECHNOLF** HAT EINEN REICHER FÜR REISE RAISEN IM TIERREICH // **HOLGER SCHULZE** SPÜRT EINEN UNTERSCHIEDEN ZWISCHEN NACH // **STREBLE KRAFFT** KEMT IN DER KLOTTERMÜHLE IM ALTEINMARKT EIN // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **GERHARD POLT**



VOM RIECHEN

aviso 3/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF E. KÖPPLINGER FREUT SICH AUF MÜNCHEN // **VOLKER RIEBLE** FINDET NEUERDINGS ZU VIELE INFANTILE STUDIENREISE VOR // **HANS-JACHIM BUNGARTZ** ZEIGT, DIE INSTITUTION LÄSST UNS GERN MAL IM STECH // **GEORG EGGER** SICHTET ÜBER HAARVERLUST // **URSCHN HOLEM** REIMERT DAS ALLGEMEINE SCHREITER DER KUNST // **JULIA LEHNER** LÄDT ZUM BRATWURST-ESSEN EIN



VON DER UNZULÄNGLICHKEIT MENSCHLICHEN STREBEENS

aviso 4/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

BOON JOHANNES GREIFL BLICKT ZURÜCK AUF BAYERISCH-RUSSISCHE KRIEGSGESCHICHTE(N) // **RAMUND WÜNSCHE** FOLGT DER LEICHTERDINGS NACH WEST UND OST UND WIEDER ZURÜCK // **HANS FLECKENBERG** FREUT SICH AUF MOSKAU // DASS RUSSEN UNMER WIEDER GEBNE IN BAYERN HEIMAT FINDEN, ZEIGEN DIE GESCHICHTEN DIESES HEFTS UND AUCH DIE KARIKATUR VON **DIETER HANITZSCH** // UND **RENATE JOST** IST DIESEMAL GERADENWEGS UNTERWEGS //



BAYERISCH-RUSSISCHE GESCHICHTEN

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter <http://www.stmwfk.bayern.de/Mediathek/Aviso.aspx>
 Hefte früherer Ausgaben können über das Broschürenportal der Bayerischen Staatsregierung bestellt werden:
<http://www.verwaltung.bayern.de/portal/by/ServiceCenter/Broschuerenbestellen>

